

2. Marie de Gournay und Montaigne (1533–1645)

2.1 Montaigne (1533–1592)

2.1.1 Montaigne und das 16. Jahrhundert in Frankreich

Der erste für diese Arbeit relevante Zeitabschnitt ist zunächst von Montaignes Geburt im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zu seinem Ableben Ende desselben Jahrhunderts anzusetzen. In dessen Verlauf waren innenpolitisch zunächst die letzten Valois – der Renaissancefürst Franz I. (1494–1547), sein Sohn Heinrich II. (1519–1559) und schließlich dessen drei Söhne Franz II. (1544–1560), Karl IX. (1550–1574) und Heinrich III. (1551–1589) – in die beginnenden und schließlich immer grausamer ausgefochtenen konfessionellen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und den sogenannten ›Hugenotten‹¹ involviert.² Diese betrafen auch Montaigne und später Marie de Gournay in unterschiedlichen, noch zu eruierenden Ausprägungen. Die seit 1559 verwitwete Katharina von Medici (1519–1589) übte sukzessive die jeweilige Regentschaft für drei ihrer Söhne aus oder beeinflusste diese stark, und zwar für die bereits genannten jungen Thronfolger Franz II., Karl IX. und Heinrich III., wobei die beiden Ersterwähnten bei ihrem Regierungsantritt noch nicht volljährig und nicht regierungsfähig waren. Bei Hofe standen sich Vertreter der lothringischen Familie Guise als Anführer der katholischen Partei einerseits und andererseits jene des reformierten Glaubens gegenüber, vertreten durch das Haus Bourbon sowie deren Anhänger aus den Adelsfamilien Condé als auch Châtillon-Coligny.³ Diese holzschnittartige Überblicksdarstellung wird jedoch aufgebrochen, wenn das mit den Colignys verwandte Haus Montmorency einbezogen wird,

1 Die etymologischen Wurzeln der französischen Bezeichnung *huguenots*, wie man die französischen Reformierten aus katholischer Sicht benannte, ist nicht gesichert: Die mögliche Herkunft reicht vom flämischen *huisgenooten*, mit dem sich in Privaträumen versammelnde Anhänger der Reformation gemeint sind, über die Verballhornung des Wortes für ›Eidgenossen‹, als Anspielung auf den nach Genf geflüchteten Calvin, bis zum Verweis auf Hugues Besançon (um 1487–um 1532), einen Genfer Freiheitskämpfer im Widerstand gegen den Herzog von Savoyen. Vgl. Schunka (2019), 9; Jouanna (2012), 353.

2 Vgl. Hinrichs (²2008).

3 Hinrichs (²2008), 150.

dessen Mitglieder zwischen Katholizismus und reformiertem Glauben gespalten waren, allerdings eine klare Front gegen die aus ihrer Sicht allzu mächtigen Guise bildeten.⁴ Jedenfalls handelte es sich aus der Perspektive des Königtums bei allen drei genannten ambitionierten Adelsfamilien um Gefahrenquellen, da sie die Macht des französischen Königs und die Einheit des Staates mal verdeckt, mal offen bedrohten.⁵

Geboren am 25. Februar 1533, war Montaigne 29 Jahre alt und verdiente sich gerade in seinen Funktionen eines Gerichtsrates am *Parlement*⁶ de Bordeaux sowie eines gelegentlichen Beraters am königlichen Hof unter Heinrich II. erste gesellschaftlich-politische Meriten,⁷ als am 1. März 1562 der Feldherr Franz von Lothringen (1519–1563) aus dem Hause Guise gemeinsam mit seinem Bruder Karl (1524–1574), Vertreter der ultrakatholischen Fraktion bei Hofe, in dem in der Champagne gelegenen Ort Vassy – damals: Vassy⁸ – ein Massaker an mehreren Hundert in einer Scheune versammelten Hugenotten anordnen ließ.⁹ Damit war der verheerende Auftakt zu acht Religionskriegen erfolgt, die Frankreich bis 1598 destabilisieren sollten und deren wohl grausamster Höhepunkt die sogenannte ›Pariser Bluthochzeit‹ 1572 darstellte.¹⁰ Der zum Katholizismus konvertierte Heinrich von Navarra (1553–1610) – Sohn der Königin von Navarra, Johanna III. (1528–1572),¹¹ die sich zum neuen Glauben bekannte, sowie Enkel Margarete von Navarras,¹² jener der Reformation nahestehenden Schwester Franz' I. und Verfasserin

4 Appel (2018), 379; Jouanna (2012), 327–328.

5 Ebd.

6 Im 16. Jahrhundert handelte es sich hierbei um eine Institution königlicher Rechtsprechung: *Parlements* waren königliche Obergerichte, die als Berufungsinstanz über den Gerichtshöfen auf Provinzebene standen. Vgl. Hinrichs (2008), 136–137.

7 Desan (2014), 108–111.

8 Vgl. Desan (2014), 128.

9 Schunka (2019), 31.

10 Auf diesen Begriff rekurrieren u.a. Lutz (2002), 77, Appel (2018), 275–314, und Roeck (2019), 854. Katharina von Medici ließ am 22. August 1572 einen Anschlag auf Gaspard de Coligny verüben, der jedoch scheiterte, wonach man aus Angst vor einem hugenottischen Gegenschlag plante, in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1572 Coligny und seinen engsten Kreis auszulöschen. Zu jenem Zeitpunkt befanden sich zahlreiche Reformierte in Paris, da die Vermählung des damals noch hugenottischen Heinrich von Navarra (1553–1610) mit seiner Cousine und Tochter Katharinas, der Katholikin Margarete ›Margot‹ von Valois (1553–1615), am 18. August 1572 zelebriert wurde. Die geplante Beseitigung Colignys geriet aus den Fugen und weitete sich zur ›Bartholomäusnacht‹ aus – einem grausamen Massaker an tausenden von Hugenotten, mit etwa 3.000 Toten in Paris und 10.000 Toten in der Provinz. In bedauerlicher Vorbildfunktion breiteten sich die Massakrierungswellen im ganzen Land aus, so auch in Montaignes Heimatstadt Bordeaux, wo ab dem 3. Oktober 1572 zwei Tage lang insgesamt 64 Protestanten exekutiert wurden. Auf katholischer Seite wurden diese Ereignisse in Europa begrüßt: So ließ u.a. Papst Gregor XIII. aufgrund des aus seiner Sicht offenbar freudigen Anlasses ein Te Deum feiern. Vgl. dazu Appel (2018), 275–314; Bardyn (2015), 259; Kohler (2011), 78; Lutz (2002), 76.

11 Sie ist besser bekannt unter den Namen Jeanne d'Albret.

12 Margarete von Navarra machte kein Geheimnis aus ihrer proreformatorischen Haltung und fungierte in diesem Sinne seit 1527 im Südwesten Frankreichs als Königin des souveränen Königreiches Navarra, denn sie heiratete in zweiter Ehe König Heinrich II. von Navarra, genannt Henri d'Albret (1503–1555). Trotz ihrer offenkundigen Sympathie für die Reformation verließ sie allerdings die katholische Kirche nie. Vgl. Engler (1994), 607–608; Engler (2000), 86–87; Grimm/Hartwig (2014), 145–146; Appel (2018), 101.

unter anderem des *Heptaméron*¹³ – war eng mit Montaigne befreundet, was noch näher erläutert werden wird. Allerdings erlebte Montaigne nicht mehr mit, dass dieser Heinrich im Jahr 1594 als Heinrich IV. und somit erster Bourbonne den französischen Thron bestieg.¹⁴ Zudem entscheidend für das 16. Jahrhundert in Frankreich war der bereits Ende des 15. Jahrhunderts erfolgte Kontakt mit Italien, wobei dem intensiven kulturellen Austausch diesseits und jenseits der Alpen ein territoriales und damit kriegerische Interesse Frankreichs zugrunde lag: Es stand maßgeblich im Zeichen des langlebigen Gegensatzes zwischen einerseits dem Haus Habsburg – das 1556 mit der Abdankung Karls V. in eine spanische und eine österreichische Linie zerfallen sollte – und den aus der Valois-Dynastie stammenden Herrschern Frankreichs andererseits.¹⁵ So zeigte sich mit der Einnahme Roms durch Karl VIII. (1470–1498) am 31. Dezember 1494 und seiner Eroberung Neapels im Februar 1495 erstmals der Machtanspruch französischer Herrscher auf Teile des Gebietes des damaligen Italiens, das sich in städtische Einzelherrschaften und Feudalstaaten zersplittert fand.¹⁶ Karls Einmarsch in Rom sollte retrospektiv als Markstein für die Periodisierung des Beginns der sogenannten Renaissance in Frankreich dienen, die man in einem eher großzügiger angelegten Epochenschnitt bis 1598, das heißt bis zur Unterzeichnung des Edikts von Nantes, andauern lässt.¹⁷ In Italien ließen sich ab Ende des 14. Jahrhunderts Entwicklungen ausmachen, die sich schließlich zu einem gesamteuropäischen Phänomen unterschiedlicher Ausprägung auswuchsen, doch erst ab dem 19. Jahrhundert mit den Bezeichnungen ›Renaissance‹ und ›Humanismus‹ oder mit dem Kompositum ›Renaissance-Humanismus‹¹⁸ versehen wurden – es würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit übersteigen, diese Periodisierungstermini mit der gebührenden Ausführlichkeit zu diskutieren.¹⁹

Da sich außerdem die als Reformation bezeichnete Kirchenspaltung maßgeblich auf diesen Zeitraum auswirkte, ist auch der Begriff des ›konfessionellen Zeitalters‹ heranzu-

13 Am Vorbild Boccaccios verfasste sie seit 1540 das *Heptaméron*, das allerdings erst posthum veröffentlicht wurde. Zuvor geriet sie aufgrund ihrer mystizistischen Veröffentlichungen mit der Sorbonne in Konflikt, die ihr Werk *Miroir de l'âme pécheresse* – eine mystische, konfessionell offen experimentierende Schrift – 1531 als häretisch verurteilte. Vgl. ebd.

14 Vgl. Hinrichs (²2008), 162–163.

15 Vgl. Haug (2015), 339f.; Vöclka (²2017), 11; Hinrichs (²2008), 138–161.

16 Vgl. zum Frieden von Lodi Maissen (2013), 12, sowie Kohler (2011), 11, 14 und besonders 111.

17 Grimm/Hartwig (⁶2014), 128.

18 Vgl. die Betitelung von Landfester (2014).

19 Stattdessen seien hier die Referenzwerke zitiert u.a. Batkin (1981): *Die italienische Renaissance*; Burke (2012): *Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien*; Burckhardt (1860): *Die Cultur der Renaissance in Italien*; Delumeau (1984): *La Civilisation de la Renaissance*; Desan (1991): *Humanism in Crisis. The Decline of the French Renaissance*; Hempfer (1993): *Renaissance. Diskursstrukturen und epistemologische Voraussetzungen*; der Beitrag von Kablitz (1997a): ›Renaissance – Wiedergeburt. Zur Archäologie eines Epochenamens (Giorgio Vasari – Jules Michelet)‹; Kristeller (1961): *Renaissance Thought*; Landfester (2014): *Renaissance-Humanismus: Lexikon zur Antikerezeption*; Leinkauf (2020): *Die Philosophie des Humanismus*; Michelet (1855): *Renaissance (= Histoire de la France VII)*; Muhlack (2017): *Renaissance und Humanismus*; Reinhardt (⁴2019): *Die Renaissance in Italien – Geschichte und Kultur*; Roock (2019): *Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance*; Schulz-Buschhaus (1993): ›Neue (und weniger neue) Wege zu einer Bestimmung des Renaissancebegriffs‹.

ziehen.²⁰ Jedenfalls wurde mit diesem Ausgreifen Karls VIII. 1494/95 nach Italien nicht allein das fragile Gleichgewicht zerstört, das nur mühsam seit dem Frieden von Lodi 1454 zwischen Venedig, Florenz, dem Königreich Neapel, dem Herzogtum Mailand und dem Kirchenstaat austariert worden war²¹, sondern es gilt zudem als Grundstein des genannten habsburgisch-französischen Gegensatzes in Italien.²² Insbesondere Oberitalien sollte 64 Jahre lang – von Karl VIII. über Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II.²³ – bis zum Frieden von Cateau-Cambrésis 1559 Schauplatz dieses Konflikts und des letztlich erfolglosen Versuchs Frankreichs sein, gewaltsam seine Territorialansprüche durchzusetzen. Als Eintreffen von aus dem Norden kommenden »Barbaren«, die sich von der glanzvollen kulturellen Blüte der italienischen Renaissance geblendet, ja fast eingeschüchtert zeigten, beschreibt Jules Michelet in sehr verkürzter Weise im siebten Band der *Histoire de France* zur französischen (Renaissance-)Geschichte jenen Einmarsch Karls VIII. und seiner Truppen in Rom.²⁴ Welchen Eindruck die Italienfeldzüge der nachfolgenden französischen Herrscher auf ihr Militärgeschehen hatten, zeigt das Handeln Pierre Eyquem de Montaignes (1495–1568), der ein Veteran der Italienfeldzüge unter Franz I. war, auf dem Gebiet der frühkindlichen Bildung:²⁵ Wahrscheinlich um das Jahr 1519 aus Italien nach

20 Vgl. Muhlack (2017), 119.

21 Ebd., 14.

22 Der habsburgisch-französische Gegensatz zeigte sich erstmals deutlich im Jahr 1494 im Kampf um die Vorherrschaft um und in Italien, hatte seinen Ausgang aber bereits zwei Jahrzehnte zuvor, nämlich mit Frankreichs Anspruch auf das Herzogtum Burgund, der 1477 durch die Heirat des Habsburgers Maximilian I. (1459–1519) mit Maria von Burgund (1457–1482) vereitelt worden war. Allerdings muss nicht von einem permanenten Gegensatz, sondern von einem wechselhaften Verhältnis zwischen Frankreich und Habsburg ausgegangen werden, und zwar noch vor dem als *renversement des alliances* bezeichneten Bündnis, das 1756 unter Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) und Staatskanzler Kaunitz (1711–1794) am Vorabend des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) als Schulterschluss zwischen Frankreich und Habsburg gegen das Preußen Friedrichs II. (1712–1786) fungierte. Positive Annäherungen erfolgten bereits 1659 im Zuge des Pyrenäenfriedens sowie 1668 bei Unterzeichnung des Friedens von Aachen und somit der Aufteilung des spanischen Erbes, im Anschluss an den Devolutionskrieg zwischen Frankreich und Spanien. Eine offizielle, da heiratspolitische Befriedung ist jedoch erst anzusetzen mit der 1770 geschlossenen Ehe zwischen Maria Antonia (1755–1793), der spätere »Marie Antoinette«, und dem französischen Dauphin, dem späteren Ludwig XVI. (1754–1793). Vgl. Vögelke (2017), 11; Haug (2015), 339f.

23 Vgl. Hinrichs (2008), 128–142.

24 »Le 31 décembre 1494, à trois heures de l'après-midi, l'armée de Charles VIII entra dans Rome, et le défilé se prolongea dans la nuit, aux flambeaux. Les Italiens contemplèrent, non sans terreur, cette première apparition de la France, entrevoyant chez les barbares un art une organisation nouvelle de la guerre, qu'ils ne soupçonnaient pas. [...] Le contraste avec le Nord était si fort avec la barbarie du Nord, que les conquérants étaient éblouis, presque intimidés, de la nouveauté des objets.« Michelet (1855), 1, 26–27. Vgl. hierzu Muhlack (2017), 101, 103f., sowie Desan (1991b), 11. Freilich muss dabei auf die historische Position Michelets verwiesen werden, der, wenn er die vermeintlich mittelalterliche Barbarei einerseits dem rinascimentalen Licht Italiens andererseits gegenüberstellt, eine unzutreffende Darstellung bietet, die weder dem kulturell regen Mittelalter – man denke etwa an die »Renaissance des 12. Jahrhunderts« – noch der Renaissance im Norden Europas gerecht wird.

25 Vgl. zu Montaignes Erziehung Hoffman (2016a); zur frühkindlichen Bildung Montaignes Bardyn (2015), 35, besonders 59–60, und Desan (2014), 58–59.

Frankreich zurückgekehrt, ließ er nämlich seinen wie erwähnt 1533 geborenen Sohn Michel von Kindesbeinen, wahrscheinlich ab 1535,²⁶ altsprachlich erziehen: Der gesamte Haushalt auf Schloss Montaigne wurde unter der Leitung von Horstanus – eines eigens aus Deutschland für mehrere Jahre zu Erziehungszwecken einbestellten Altphilologen – dazu angewiesen, mit dem Knaben und sehr wahrscheinlich auch seinen Geschwistern Thomas (1534–1602), Pierre (1535–1595) und Jeanne (1536–1597) ausschließlich auf Latein zu parlieren sowie ihnen das Griechische beizubringen.²⁷ So wuchs Michel de Montaigne zu einem das Lateinische gleichsam als Muttersprache Beherrschenden heran und übertraf in seiner Sprachvirtuosität bereits im Jugendalter die gelehrtesten Humanisten seiner Zeit, die ihn am *Collège de Guyenne* in Bordeaux unterrichteten.²⁸

Dass Frankreich retrospektiv als »Musterland der außeritalischen Renaissance«²⁹ bezeichnet werden konnte, ist von den genannten französischen Herrschern, die nach Italien zogen, maßgeblich dem *roi chevalier* Franz I. zuzuschreiben, der aufgrund seiner zunächst erfolgreichen Feldzüge in Italien – namentlich der Schlacht bei Marignano im Jahr 1515 – zu einem entscheidenden Beförderer italienischer Kulturgüter in Frankreich wurde.³⁰ Seiner Kunstsinnigkeit sowie Liebe zu Italien ließ der König auf Schloss Fontainebleau bei Paris ein Denkmal setzen, indem er bedeutende italienische Künstler wie Leonardo da Vinci (1452–1519) sowie Benvenuto Cellini (1500–1571) ins Land holte, um Fontainebleau und weitere herrschaftliche Schlösser entlang der Loire zu verschönern. Für ihre umfassende Bildung schätzte Franz zudem seine Schwiegertochter, die seit Oktober 1533 mit seinem Sohn Heinrich verheiratete Florentiner Bankierstochter Katharina von Medici, die wie dargestellt als Witwe die Regierungsgeschäfte ihrer Söhne maßgeblich beeinflussen sollte.³¹ Herrschten auch in Architektur und Literatur in Frankreich noch eklektische, will heißen gotische beziehungsweise mittelalterliche Formen vor, die sich mit Renaissance-Elementen verbanden, so entfaltete für die Dichtung die geradezu übermächtige, philosophische wie literarische Tradition des aus Italien einwirkenden Petrarkismus mit der Übernahme des Sonetts seine Wirkmacht.³²

Gelehrte Italienfahrten, die zur Erkundung der Bildungsschätze des Mutterlandes gedacht waren, gehörten ebenso zu der Begeisterung für das Ursprungsland der Renaissance wie italienbezogenes Kunstsammeln³³ – auch Montaigne sollte, obgleich erst 1580/81 und damit sehr spät in seinem Leben, eine Reise durch Italien unternehmen. Allerdings konnten die italienische Renaissancekultur und die Werte des Humanismus nicht derart schadlos nach Frankreich übertragen werden, wie es etwa die dargestellten

26 Vgl. Desan (2014), 58.

27 Bardyn (2015), 60.

28 Vgl. zu Montaignes Schulzeit am Collège de Guyenne Bardyn (2015), 61–71; Desan (2014), 59–66.

29 Muhlback (2017), 103.

30 Vgl. dazu und zum Folgenden Muhlack (2017), 105–108; Appel (2018), 70f.

31 Franz behielt diese Wertschätzung auch dann bei, als seine Schwiegertochter entgegen seinen Erwartungen der Mitgiftzahlungen säumig blieb, die ihm Katharinas nur ein Jahr nach der Hochzeit plötzlich verstorbener Verwandter, Papst Clemens VII. (1478–1534), zugesagt hatte. Vgl. Appel (2018), 70f.

32 Vgl. Grimm/Hartwig (2014), 127.

33 Ebd., 128.

Ambitionen von Montaignes Vater Pierre Eyquem auf dem Gebiet der frühkindlichen Bildung nahezulegen scheinen. Denn eine nahtlose Übersetzung der italienischen in eine ebenso blühende französische Renaissance war bereits deshalb nicht möglich, da eine Renaissance als ein zeitlich und geographisch monolithisches Phänomen niemals existiert hat.³⁴

So zeigte sich in Frankreich deutlich stärker als in Italien aufgrund der zeitlichen Verschiebung des Renaissance-Phänomens das schmerzliche Bewusstsein der Distanz zur verschütteten Antike, woraus eine geradezu belastende Verpflichtung der Nachahmung der antiken Größen erwuchs.³⁵ Es war Frankreich nicht vergönnt, eine derart klar definierte humanistische Tradition wie Italien zu entwickeln, da es sich – im Anschluss an eine Phase der Italienbegeisterung – aufgrund seines erwachenden Nationalstaatsbewusstseins dazu genötigt sah, Distinktionsmerkmale gegenüber dem schillernden italienischen Kulturerbe aufzubieten, was letztendlich zu einer Krise führte.³⁶ Diese betraf vor allem die Aufwertung der Nationalsprache: Schriftproduktionen, die zugunsten der Vernakularsprache das Lateinische hinter sich ließen, hatten sich nämlich aufgrund der kulturellen Dominanz Italiens auch gegenüber der italienischen Sprache zu positionieren, wodurch eine Erosion der Renaissance italienischer Prägung im sprachpolitischen und literarischen Bereich stattfand. Dies verdeutlicht etwa die von König Franz I. veranlasste Erhebung des Französischen zur Amtssprache mit der *Ordonnance de Villers-Cotterêts* 1539³⁷ ebenso wie Joachim Du Bellays (um 1522–1560) zehn Jahre später erfolgte Verteidigung der französischen Sprache, seine *Défense et illustration de la langue française*.³⁸ Ausgehend von den Dichtern der *Pléiade* zeigte sich das Bemühen, zentrale Literaturgattungen durch die Anregung einer kreativen Umgestaltung lateinischer und griechischer Literatur als genuin französisch auszuformen.³⁹ Von dieser Anverwandlung zeugen etwa Pierre de Ronsards (1524–1585) Dichtung rund um *Les Amours*, der unter anderem damit der antiken Gattung der Ode eine Variation bescherte, wobei beispielsweise *La Quenouille* von Heimatkolorit und Hausmütterlichkeit geprägt ist.⁴⁰ Mit *Les Regrets* sowie *Les Antiquités de Rome* legte zudem der nach Rom gereiste und schließlich nach Frankreich zurückgekehrte Du Bellay im Jahr 1558 zwei Lyrikbände vor, die zwar nach wie vor von

34 Desan (1991b), 13.

35 Grimm/Hartwig (62014), 128.

36 Ebd., 128. Engler (1994), 801, setzt die Renaissance in Frankreich zwischen 1470 und 1598 an, das heißt zwischen der Ausbreitung systematischer und antischolastischer Studien römischer und griechischer Autoren an der Sorbonne unter Guillaume Fichet und Robert Gaugin bis 1598.

37 Ebd., 127.

38 Ebd., 128, 136f.

39 Ebd., 120.

40 Erschienen in seinem *Second Livre des Amours* – 1555/56 widmete Ronsard *La Quenouille* einem bescheidenen Mädchen aus Bourgueil, das möglicherweise Marie Dupin (?–?) heißt, dessen Identität aber nicht gesichert ist. In der Ode besingt er den Fleiß der Bewohnerinnen und Bewohner des Vendômois, ist aber aus heutiger Sicht einem eher bieder-konservativen Hausfrauenideal verpflichtet: Der schlichten, stets mit Hausarbeit beschäftigten Angebeteten des lyrischen Ichs wird ein Spinnrocken (*la quenouille*) geschenkt. Die mit Fleiß und Demut agierende Geliebte wird als weiblicher Idealtypus abgesetzt gegen das abwertende Bild einer sich auf äußerliche Reize und Verführung verstehenden Frau.

Bewunderung für Italien getragen waren, im gleichen Zug jedoch eine deutliche Ernüchterung bezüglich des Mutterlandes der Renaissance bezeugten.⁴¹ Im Übrigen öffnete Du Bellay damit die Sonettdichtung für ein thematisch breiteres Feld als die Liebesdichtung, wie sie traditionell vom italienischen Petrarkismus eingefordert worden war.⁴² Eine ähnlich ambivalente Haltung, wie sie Du Bellay gegenüber Italien zeigte, sollte später auch Montaigne einnehmen, der sich wie erwähnt von 1580 bis 1581 sukzessive in verschiedenen italienischen Städten für eine Heilbäderkur aufhielt.⁴³ In seinem *Journal de voyage* – einem zunächst von seinem Diener, schließlich von Montaigne selbst und in italienischer Sprache verfassten Reisetagebuch – nahm er eine eher distanzierte Haltung zu seinem Reiseland ein: So zeigte er sich mehrfach von den nach seinem Empfinden geradewegs unansehnlichen italienischen Frauen enttäuscht,⁴⁴ nahm bei anderen Gelegenheiten jedoch die Rolle eines nicht wertenden, neugierigen Beobachters von Sitten und Gebräuchen ein und schätzte den Anblick der antiken Ruinen,⁴⁵ suchte unter anderem in Ferrara den im Arcispedale Sant'Anna gefangengesetzten Torquato Tasso (1544–1595) auf⁴⁶ und begegnete der gehobenen Kurtisane sowie Lyrikerin Veronica Franco (1546–1591)⁴⁷.

Das 16. Jahrhundert in Frankreich war sodann gekennzeichnet durch die Antipoden »Italienbewunderung und Italienhass«,⁴⁸ wobei die anfänglichen, von Bewunderung und Nachahmungswillen zeugenden Erscheinungen weiterlebten, allerdings ergänzt durch Kritik an einem zunehmend als moralisch dekadent sowie als nicht vertrauenswürdig empfundenen Italien.⁴⁹ Für Letzteres stand insbesondere die pejorativ »Krämerstochter«⁵⁰ genannte Italienerin im französischen Königshaus, nämlich die erwähnte Schwiegertochter Franz' I., Katharina von Medici. Zudem führte die initial lediglich als Reform der katholischen Kirche intendierte Reformation im 16. Jahrhundert zu gewaltsamen konfessionellen Konflikten in ganz Europa und letztlich zu einer Kirchenspaltung, wobei dies in keinem anderen katholischen Land Europas mit so beispielloser offener Gewalt ausgetragen wurde wie in Frankreich zur Zeit der Religionskriege.⁵¹ Vor dem Hintergrund dieser Wirren rechnet etwa Bernd Roeck – nämlich in *Der Morgen der Welt*, seiner monumentalen Gesamtdarstellung der Geschichte der Renaissance – Montaigne zum »Herbst der Renaissance«, der mit seiner bewusst Gegensätze ironisch vereinenden, Widersprüche nicht auflösenden Konversation mit sich selbst und

41 Vgl. Grimm/Hartwig (62014), 120.

42 Ebd.

43 Vgl. dazu ebd., 119.

44 Vgl. dazu Bardyn (2015), 334–342, 343–350, 351–359, besonders 337–338, 352.

45 Vgl. Grimm/Hartwig (62014), 119.

46 Vgl. Roeck (2019), 931f.

47 Vgl. Bardyn (2015), 335.

48 Ebd., 128.

49 Vgl. Grimm/Hartwig (62014), 128.

50 Dies geht wohl auf Maria Stuart (1542–1587) zurück, die ihre damalige Schwiegermutter Katharina in dieser Weise bezeichnet haben soll. Vgl. Appel (2018), 49.

51 Vgl. Grimm/Hartwig (62014), 115.

der Leserin und dem Leser in *Les Essais* seine desillusionierte Haltung angesichts einer moralisch, politisch und religiös aus den Fugen geratenen Welt zeigte (1562–1598).⁵²

2.1.2 Montaigne: Amtsadeliger, Herausgeber, Autor und Reisender

Der Werdegang Montaignes, der nicht aus altem Adel stammte, sondern väter- wie mütterlicherseits in ein Kaufmannsgeschlecht hineingeboren worden war, ist ein prototypisches Beispiel für die politisch-gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten eines Mitglieds der *noblesse de robe*.⁵³ So war Ramon Eyquem (1402–1478), Michels Urgroßvater, als Kaufmann reich gewesen und erst dann nobilitiert worden, woraufhin es seinem Nachfahren oblag, das in männlicher Linie ausgebaut soziale und ökonomische Kapital zu bewahren. Der soziale Aufstieg der Familie Montaigne war allerdings kein kometenhafter, sondern ein über mehrere Generationen vonstattengehender und recht üblicher, wenig origineller Weg.⁵⁴ Mitte des 15. Jahrhunderts gründete Bordeaux, die damals von etwa 40.000 Einwohnern belebte Hauptstadt der Guyenne, ihren Wohlstand auf Kommerz.⁵⁵ An den Ufern der Garonne unterhielt man rege Handelskontakte, nicht nur mit den Häfen der Bretagne sowie der Normandie, sondern auch mit Flandern und England, mit der Iberischen Halbinsel wie auch dem unlängst entdeckten Amerika.⁵⁶ Zu den wichtigsten Ausfuhrsgütern gehörten Wein, Getreide und der im Französischen *pastel* genannte Färberwaid – eine einheimische Pflanze, die im Südwesten Frankreichs, dem Lauragais, kultiviert wurde und eine intensive Blaufärbung ermöglicht.⁵⁷ Durch Handel mit Letzterem sowie mit Heringen und Wein hatte Ramon Eyquem einen ansehnlichen Wohlstand begründen können.⁵⁸ In einer Zeit jedoch, in der es bis zur juristischen Interdiktio 1579 noch möglich war, in einem stillschweigenden, zeitabhängigen Prozess nobilitiert zu werden – das heißt in den Adelsstand aufzusteigen, wenn über drei Generationen hinweg ein adeliger Lebensstil von Zeitgenossen bestätigt werden konnte –, fußte sozialer Aufstieg in einem ersten Schritt weniger auf kommerzieller Tüchtigkeit denn auf dem Besitz von Land.⁵⁹ So erwarb Ramon bei einer günstigen Gelegenheit im Jahr 1477 die Ländereien Montaigne und Belbeys.⁶⁰ Den größten Teil des insgesamt mehr als 300 Hektar großen, auch Weinberge und Wälder umfassenden Besitzes machte die

52 Roeck (2019), 931–935. Die Bezeichnung »Herbst der Renaissance« ist auch bei Grimm/Hartwig (2014), 120, zu finden, allerdings nicht dezidiert nur für Montaigne. Sie ist als Anspielung auf Johann Huizingas Klassiker *Herbst des Mittelalters* (12006 [1919]) zu verstehen.

53 Die Angehörigen des Amtsadels (*robins* bzw. erst später *noblesse de robe* genannt) wurden zwar rechtlich mit einem Adelstitel und entsprechenden Privilegien ausgestattet, jedoch vom alteingesessenen Schwertadel (*noblesse d'épée*) nicht als gleichgestellt akzeptiert. Vgl. dazu Malettke/Böse (1982), 61.

54 Denn »[...] ils [la famille Montaigne] sont loin d'être les seuls à réussir de la sorte et le parcours qui les conduit à la condition nobiliaire n'est pas original.« Cocula (2018), 710.

55 Vgl. dazu und zum Folgenden Jouanna (2017), 20–34.

56 Ebd., 20.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Ebd., 21.

60 Ebd.

Seigneurie Montaigne aus, gelegen zwischen der Dordogne und ihrem Zufluss Lidoire.⁶¹ Als Grundherr dieser Ländereien bezog Michels Vater Pierre unweit des Örtchens Saint-Michel-de-Montaigne ein herrschaftliches, vergleichsweise jedoch noch bescheidenes Domizil: Mehr festes Haus denn hochherrschaftliches Schloss, darf es dennoch als *château* firmieren.⁶² 1885 sollte ein Brand beinahe das gesamte Anwesen, das von dem napoleonischen Finanzminister Pierre Magne (1806–1879) erworben worden war, in seinen ursprünglichen Festen zerstören, weshalb es später – in eklektischem Stile – wieder aufgebaut werden musste.⁶³ Lediglich jener südlich des Haupttraktes des Gebäudes gelegene Turm, von dem noch die Rede sein wird, da Montaigne ihn ab 1571 gänzlich zu dem seinigen machen sollte, überlebte diesen Brand sowie die Jahrhunderte weitestgehend unbeschadet.⁶⁴

Christophe Bardyn unterstreicht, dass Montaigne – der zwar Jura studierte, doch Rechtstexte ebenso verachtete wie den Stand der Anwälte⁶⁵ – nichts mehr präferiert hätte, als eine militärische Karriere einschlagen zu können.⁶⁶ Allerdings blieb ihm dies verwehrt, da sein Vater Pierre Eyquem de Montaigne in einer Zeit, in der Ämter nach wie vor käuflich waren, das Magistratsamt für seinen ältesten Sohn erworben und ihn somit für diese Laufbahn vorbestimmt hatte.⁶⁷ Dass dies entgegen der eigentlichen Sitte geschah, die für den Ältesten der Familie die militärische Laufbahn und für den Jüngsten jene des Magistrats vorsah, führt Bardyn – neben zahlreichen anderen Eigenheiten in Montaignes Leben und Sozialverhalten – auf die These zurück, dass Michel aus einer außerehelichen Liaison seiner Mutter hervorgegangen sei.⁶⁸ Somit seien Vater und Sohn sich der Tatsache bewusst gewesen, dass Pierre Eyquem nicht der leibliche Vater Michels war.⁶⁹ Allerdings habe Pierre aufgrund seiner gesellschaftlich angesehenen Position als Bürgermeister von Bordeaux – ein Posten, den ironischerweise Montaigne ab 1581 selbst bekleiden sollte – gute Miene zum bösen Spiel gemacht, den Jungen als seinen Sohn angenommen und ihm die gleiche Erziehung wie seinen Brüdern Thomas und Pierre angedeihen lassen.⁷⁰ Doch die Bestimmung Michels zur Laufbahn eines Amtsjuristen sei einer Strafe für diesen nicht leiblichen Sohn gleichgekommen, zumal Pierre in seiner Funktion als Bürgermeister ein sehr gespanntes Verhältnis zum *Parlement* unterhalten hatte.⁷¹ So ließ sich Montaigne nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Paris,

61 Jouanna (2017), 21.

62 Ebd.

63 Vgl. Willett (2003).

64 Ebd.

65 Bardyn (2015), 107.

66 Ebd.

67 Ebd., 93.

68 »Mas si l'on tire parti de ce que Montaigne écrit sur les parents en général [...], l'ensemble de ces données nous conduit à faire une hypothèse stupéfiante, évidemment impossible à énoncer en toutes lettres pour un homme du XVI^e siècle : celle de sa naissance illégitime. [...] Cette méthode est la seule qui permet d'éclairer les nombreuses périodes opaques de sa vie [...].« Bardyn (2015), 17, 44–54).

69 Bardyn (2015), 33–43.

70 Ebd., 107.

71 Bardyn (2015), 93.

mit weiteren Stationen wahrscheinlich in Toulouse oder Bourges,⁷² nur mit großem Unwillen und allein auf Wunsch dieses eigentlichen Stief-Vaters auf eine Karriere als Magistrat an verschiedenen Gerichtshöfen ein.⁷³

Aus seiner Sicht musste er sich somit auf einen geradezu irrigen Karriereweg begeben und litt in der Folge auch häufig unter der bürokratischen, ihm oft allzu monotonen Arbeit. Nach einer ersten Station ab 1556 als Jurist am Finanzgerichtshof von Périgueux führte Montaigne schließlich seine Tätigkeit am *Parlement* von Bordeaux fort, dem dortigen obersten Gerichtshof.⁷⁴ In diesem beruflichen Rahmen lernte er Étienne de La Boétie kennen, der als wohl entscheidendste Person in Montaignes Leben gelten muss. Seinen berühmten Rückzug von seiner Beamtenlaufbahn, auf den noch näher einzugehen sein wird, besiegelte eine Inschrift, die einem Schwur glich.⁷⁵ Allerdings handelte es sich hier nicht um einen endgültigen Rückzug, denn Montaigne hatte zu jenem Zeitpunkt nicht nur die genannte 18-monatige Reise vornehmlich durch Italien vor sich, sondern auch seine wohl herausforderndste Zeit, nämlich jene als Bürgermeister von Bordeaux 1581 bis 1585 sowie als königlicher Emissär 1588.⁷⁶

Indes beschäftigten ihn seit 1571 literarische Projekte, denn Montaigne begann ab 1570 mit der Abfassung von *Les Essais*, brachte allerdings noch vor seinem eigenen Werk im Jahr 1571 einige ausgewählte Schriften seines verstorbenen Freundes Étienne de La Boétie unter dem Titel *Ménagerie de Xenophone* heraus.⁷⁷ Allerdings wird von der Forschung als Montaignes erste »literarische Kontribution«, obgleich es sich dabei noch nicht um ein Werk in vergleichbarem Stil und in gleicher Qualität wie *Les Essais* handelt, *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* angesehen – ein im Rahmen von *Ménagerie de Xenophone* 1571 veröffentlichter hybrider Text, der nur dem Namen nach ein Brief ist, vielmehr jedoch einen stilisierten Bericht über das Ableben des geliebten Freundes darstellt.⁷⁸ In gewisser Weise hatte sich Montaigne bereits vor seiner Rolle als Herausgeber literarisch im weitesten Sinne betätigt, und zwar indem er auf Geheiß seines Vaters die *Theologia naturalis sive liber creaturarum* des katalanischen Theologen Raimundus Sabundus (1385–1436) übersetzte – ein aus Sicht Montaignes zunächst schwerfälliges, mehrere hundert Seiten starkes Werk, das er 1569 als *Théologie naturelle* veröffentlichte und später in *Les Essais* gekürzt sowie unter dem Titel *Apologie de Raimond Sebond* als Kritik rationaler Theologie darstellt.⁷⁹ Diese Texte werden an anderer Stelle eingehender beleuchtet. Ohne im Rahmen dieser Arbeit eine extensive Betrachtung der Haltung Montaignes zu politischen Glaubensfragen leisten zu können, sei in diesem Kontext erwähnt, dass er angesichts der verhärteten religiösen Fronten seiner Zeit eine äußerst maßvolle religiöse Haltung einnahm, die unter anderem von seiner pyrrhonischen

72 Ebd., 85.

73 Ebd., 107–118.

74 Bardyn (2015), 107–109.

75 Vgl. zur Italienreise Montaignes Jouanna (2017), 205–233; Bardyn (2015), 326–359; Desan (2014), 317–339.

76 Vgl. zu diesen Zeitspannen Jouanna (2017), 238–331; Bardyn (2015), 326–430; Desan (2014), 395–503.

77 Vgl. dazu Desan (2018c), 1078; Bardyn (2015), 246f.

78 Vgl. ebd.

79 Montaigne (2007): *Apologie de Raimond Sebond* (II,12).

Skepsis beeinflusst wurde und in seiner retrospektiv als Fideismus bezeichneten Gesinnung zu suchen ist, das heißt in jener Auffassung, dass Glaube nicht von der Vernunft eingegeben sein könne.⁸⁰ Mit der genannten *Apologie de Raimond Sebond* – ein *essai*, das zugleich als eigenständiges Werk innerhalb von *Les Essais* gilt und dessen Komplexität in diesem Rahmen nicht ausreichend Rechnung getragen werden kann – erteilte der pyrrhonische Skeptiker Montaigne hochmütiger menschlicher Voreingenommenheit sowie Vertrauen auf den menschlichen Verstand in Glaubensfragen eine deutliche Absage und geißelte jeglichen Dogmatismus.⁸¹ Diese undogmatische Haltung ist auch auf Montaignes schulische Bildung und Erziehung zurückzuführen, denn in den 1530er Jahren zeigten sich in Frankreich auch Lehrpersonen und -anstalten sowie Buchhändler und -drucker für den neuen Glauben empfänglich und propagierten ihn,⁸² wenn auch nur mehr oder minder offen. Hierzu war auch das bereits kurz erwähnte erstklassige humanistische *Collège de Guyenne* in Bordeaux zu zählen.⁸³

Doch kommen wir auf Montaignes Tätigkeit als Herausgeber und Autor zurück. Erst 1580 veröffentlichte er die erste Edition von *Les Essais*, wobei noch ausführlicher dargestellt werden wird, dass nicht nur die 1571 publizierten Werke – *Ménagerie de Xenophone* und *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* – mit dem Tod von La Boétie zusammenhängen, sondern ebenso die Entstehung seines Hauptwerks als ein aus Verlust geborenes Schreibprojekt. Zudem wird in der noch eingehend zu besprechenden Editions- und Rezeptionsgeschichte von *Les Essais* deutlich werden, dass Montaigne sich erst sukzessive zu einem Autor entwickelte, der sich auch als solcher verstand, denn das Werk hatte – wie mit dem Bezug auf die Widmungsepistel *Au lecteur* in der Einleitung dieser Arbeit deutlich gemacht wurde – zunächst einen mehr oder minder privaten Zweck.

In den Zeitraum 1580 bis 1588 sollte die Publikation von insgesamt fünf nachverfolgbaren Editionen von *Les Essais* fallen:⁸⁴ 1580 wurden die ersten beiden Bände bei Simon Millanges (um 1540–1623) in Bordeaux gedruckt, wobei das erste Buch 57 Kapitel und das zweite Buch 37 Kapitel enthielt.⁸⁵ Letzteres endet mit jener eingangs dieser Arbeit genannten Epistel an Madame de Duras. 1582 wurde die zweite Edition, im Anschluss an Montaignes Rückkehr im November 1581 von seiner Italienreise, ebenfalls bei Millanges in Bordeaux veröffentlicht. Sie unterschied sich nur unwesentlich von der ersten, allerdings sind in ihr einige Bezüge auf Italien enthalten. 1587 erschien – gedruckt ohne Privileg – in einem Band die dritte Edition in Paris bei Jean Richter (?–?) , wobei die Entstehung dieser Ausgabe wahrscheinlich auf eine Abmachung zwischen Richter und

80 Vgl. zu Montaignes Fideismus auch Brahami (2018a). Wild (2009), 118–119, betont, dass Montaignes Fideismus jedoch nicht überbewertet werden sollte, sondern vielmehr als ein Teil seiner ihm eigenen Auslegung der pyrrhonischen Skepsis gesehen werden müsse.

81 Vgl. Wild (2009); Kablitz (1997b).

82 Bardin (2015), 331–332.

83 Vgl. Bardin (2015), 63–83.

84 Vgl. hier und im Folgenden, wenn nicht abweichend angegeben, erneut zur Edition von 1580 Desan (2018a), zu jener von 1582 Legros (2018) und zu jener von 1587 Balsamo/Desan (2018). Vgl. zur vierten, verschollenen Edition, zu jener von 1588 sowie zur 1593 als Plagiat erschienenen Edition Desan (2001a), 233, und zu den für *Les Essais* gewährten Privilegien Desan (2018h).

85 Vgl. Desan (2018a), 554.

Millanges zurückzuführen ist.⁸⁶ Es ist davon auszugehen, dass eine vierte Edition erfolgte, die jedoch verloren gegangen ist.⁸⁷ Als 1588 nämlich die darauffolgende Edition erschien, erstmals bei dem Pariser Druckleger Abel L'Angelier (um 1533–1610), wurde sie im Titel als fünfte Edition ausgewiesen, doch heute sind nur noch diese sowie die Editionen eins bis drei überliefert.⁸⁸

Über die erste Rezeptionsgeschichte von *Les Essais* wird im Folgenden noch eingehender zu sprechen sein. Zuvor soll aber noch einmal auf die ereignisgeschichtlichen Aspekte zurückgekommen werden. Montaigne nahm vom 21. Juni bis 31. August an der Belagerung von La Fère teil, die durch die katholische Fraktion unter Marschall Matignon (1525–1598) im Rahmen des siebten Religionskrieges betrieben wurde, der aufgrund der Einnahme der Stadt im November 1579 durch den protestantischen Fürsten von Condé ausgebrochen war.⁸⁹ Montaigne riskierte dabei sein Leben und musste den Leichnam seines im Kampf gefallenen Freundes Philippe de Gramont (gest. 1580) nach Soissons geleiten.⁹⁰ Erst hiernach konnte er am 5. September 1580 mit einem Gefolge von rund zwölf Personen zu der von ihm geplanten Reise über Deutschland und die Schweiz nach Italien aufbrechen: Vordergründig verreiste er, um wegen seines Nierenleidens Heilbäder zu besuchen, vor allem jedoch mit dem Ansinnen, seinen ihm leidig gewordenen Alltagspflichten als Gutsbesitzer und Ehemann zu enttrinnen und um vor den chaotischen Zuständen im eigenen Land zu fliehen.⁹¹

Bei der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Fleix am 26. November 1580, der den siebten Religionskrieg beendete,⁹² sollte Montaigne sich bereits seit zwei Tagen in Rom befinden, wohin er nach einem Aufenthalt unter anderem in Ferrara, Bologna und Florenz weitergereist war.⁹³ Die schriftliche Dokumentation dieser spät im Leben Montaignes erfolgten Grand Tour – er war damals 47 Jahre alt – stellt nicht etwa *Les Essais*,

86 Desan (2018h), 1557.

87 Vgl. ebd. Desan weist darauf hin, dass Millanges' Druckprivileg erst 1588 ablaufen sollte und er wohl eine in Rouen gedruckte »édition rouennaise« produziert hatte: Diese nennt La Croix du Maine in seiner 1584 erschienenen und zusammen mit Antoine Du Verdier (1544–1600) herausgegebenen *Bibliothèque françoise*, einer ersten frühneuzeitlichen Literaturgeschichte mit Kurzporträts zu verschiedenen französischen Autoren und Kommentaren zu deren Werken. Sehr wahrscheinlich wurde jene in Rouen von Millanges hergestellte Edition von Richter mit Einverständnis Millanges' vertrieben und verkauft, wobei Richter vermutlich ein neues Titelblatt drucken ließ, auf dem diese Edition als vierte Auflage ausgewiesen war.

88 Ebd.

89 Bardyn (2015), 311, 327.

90 Vgl. ebd.; Jouanna (2017), 207–208.

91 Vgl. zur Italienreise Montaignes u.a. Stilett (2002a); Bardyn (2015), 311–314; Jouanna (2017), 205–234; Rigolot (2018), 1004. Neben Montaigne selbst und einigen Hausangestellten bestand die Reisegesellschaft aus Montaignes Bruder Bertrand-Charles de Mattecoulon (1560–1627), seinem verwitweten Schwager Bertrand de Cazalis (?–?), dem Ehemann von Montaignes zu jenem Zeitpunkt verstorbener Schwester Marie (1555–1580), und dem 17-jährigen Charles d'Estissac (1563–1586), dem Sohn der seit 1565 verwitweten Louise de La Béraudière, Madame d'Estissac, der Montaigne *De l'affection des pères aux enfants* (II,8) widmete (vgl. dazu Bardyn (2015), 297–298). Hinzu kam noch der ebenfalls 17-jährige lothringische Edelmann François du Hautoy (um 1551–um 1613).

92 Vgl. Jouanna (2017), 207.

93 Vgl. die Eintragung im Reisetagebuch vom 24. November 1580 (Stilett (2002), 136f.).

sondern sein Reisetagebuch dar.⁹⁴ Das Manuskript dieses *Journal de voyage*, das Montaigne zunächst einem Sekretär diktierte, später dann aber persönlich in italienischer Sprache abfasste, sollte erst 1770 von einem Geistlichen, dem Abbé Joseph Prunis (1742–1816), in einer verstaubten Truhe auf Schloss Montaigne gefunden werden.⁹⁵ In welcher Weise sich diese Reise auf *Les Essais* auswirken sollte, wird ebenfalls an anderer Stelle näher zu beleuchten sein. Auch in Schriftstellerkreisen wurde Montaigne in Italien wohlwollend aufgenommen. Beispielsweise ließ ihm Veronica Franco ein Exemplar ihrer 1580 in Venedig erschienenen *Lettere Familiari A Diversi* zukommen.⁹⁶ Bereits vor Ende seiner Reise erreichte Montaigne 1581 jedoch die Nachricht, dass die *jurats* – die Schöffen des Stadtrates – seines Heimatortes Bordeaux ihn höflichst aufforderten, zurückzukehren, da er zum Bürgermeister ernannt worden sei.⁹⁷ Nur widerwillig und auf einen dieser ersten Nachricht nachfolgenden Befehl des Königs kehrte der von seiner Ernennung überraschte Montaigne – er hatte sich zu keiner Zeit für das Amt beworben, sondern vielmehr auf einen Botschafterposten in Italien gehofft – am 30. November 1581 zurück nach Frankreich.⁹⁸ Für den Schwerpunkt dieser Arbeit ist weder die extensive Betrachtung beider Legislaturperioden Montaignes als Bürgermeister von 1581 bis 1585 noch die aller politischen Aktivitäten, die er bei Hofe 1588 ausübte, relevant. Aus diesem Grund wird dieses öffentlich-politische Wirken, obgleich für die historische Einschätzung Montaignes als Staatsmann sehr wichtig, hier lediglich resümierend dargestellt werden. Zuvor soll jedoch, als Parenthese, auf die strukturellen Besonderheiten von *Les Essais* und die Editions- und Rezeptionsgeschichte des Werks vor dem Ableben Montaignes im Jahr 1592 eingegangen werden.

94 Bardyn (2015), 326.

95 Vgl. zur Entstehung und zum Inhalt des Reisetagebuches Rigolot (²2018), zur Editionshistoire Cavallini (²2018). Vgl. außerdem Bardyn (2015), 326, und Stilett (2002a), 11. Die transkribierte und teilübersetzte Fassung des Abbé Prunis ist verloren gegangen. Nochmals transkribiert, übersetzt und herausgegeben wurde das *Journal de voyage* von Anne-Gabriel Meusnier de Querlon (1702–1780), einem damals für die Königliche Bibliothek arbeitenden Journalisten und Schriftsteller (vgl. Stilett (2002a), 12).

96 Jouanna (2017), 211; Jouanna (2012); Bardyn (2015), 335. Lediglich eine Montaigne heftig befallende, erneute Nierenkolik hielt ihn davon ab, sich persönlich bei Veronica Franco, die er zuvor bereits persönlich getroffen hatte, zu bedanken (Bardyn (2015), 216).

97 Vgl. das siebte Kapitel von Desan (2014), 317–394, das vielsagend betitelt ist: »L'appel de Rome, ou comment Montaigne ne devient jamais ambassadeur (1580–1581)«. Montaigne konnte sich auch deshalb nur widerwillig an den Gedanken gewöhnen, nach Frankreich zurückzukehren, da er in ebenjene beschwerlichen Amtsgeschäfte einzutreten hatte, von denen er wusste, wie sehr sich sein Vater für diese aufgeopfert hatte, als er selbst den Posten des Bürgermeisters von Bordeaux bekleidet hatte. Gar derart widerwillig und absichtlich die Zeit seiner Rückreise hinauszögernd gebärdete Montaigne sich, dass Heinrich III. höchstpersönlich ihn mit einem zweiten, nun nachdrücklicheren Brief an seine neuen Staatsdienste erinnern musste – doch dieses Schreiben erreichte ihn schon nicht mehr, denn zwischenzeitlich hatte Montaigne sich gefügt und die Rückreise angetreten. Vgl. Jouanna (2017), 237f.; Bardyn (2015), 353–359; Desan (2014), 397–398.

98 Jouanna (2017), 233; Bardyn (2015), 356–359; Desan (2014), 396–399.

2.1.3 Die erste Edition von *Les Essais* (1580–1588) und ihre Rezeption

In der Zeitspanne zwischen dem sechsten und dem siebten Religionskrieg, das heißt zwischen Ende September 1577 und Ende 1579, nutzte Montaigne den erneut nur kurzfristigen Frieden, um die Schriftfassung von *Les Essais* fertigzustellen⁹⁹ – ein Werk, dass er wie erwähnt zu schreiben begann, nachdem er sich zunächst um die Veröffentlichung eines Großteils von La Boéties Texten in dem 1571 erschienen Band *Ménagerie de Xenophone* gekümmert hatte. Anschließend ließ Montaigne 1580 *Les Essais* erstmals in zwei Bänden bei dem königlichen Druckleger Simon Millanges in Bordeaux herausbringen.¹⁰⁰ Dass er seine Aufzeichnungen überhaupt publizieren ließ, mag aus heutiger Sicht paradox erscheinen, da Montaigne sich ja zumindest anfänglich nicht als Autor verstanden wissen wollte: In *Les Essais* finden sich immer wieder Aussagen, mit denen er im Habitus des vielbeschäftigten Adligen und einer umtriebigen Person des öffentlichen Lebens betont, lediglich dilettantisch an diesen Texten zu schreiben – Texte, die er als *fagotage de diverses pièces* gleich unterschiedlichen, losen Reisigzweigen zu einem Bündel zusammengefasst sah.¹⁰¹ Hierzu passt, dass er seine Texte wie dargelegt nicht nur in sehr unregelmäßigen Abständen verfasste, sondern auch als *brouillars* bezeichnete – das heißt als auf losen Blättern entstehende Schreibskizzen¹⁰² –, die er ohnehin meist einem Sekretär diktierter, wobei die Anekdote rund um einige ihm durch einen Diener entwendete Blätter des Werks, die ihn nicht weiter zu kümmern schien, den Eindruck der bemühten Nonchalance umso mehr verstärkt.¹⁰³ Offensichtlich waren diese *brouillars* ursprünglich wohl Notizen zu von ihm gemachten Lektüren, die Montaigne nach und nach mit persönlichen Kommentaren und Reflexionen anreicherte.¹⁰⁴ Allerdings war er äußerst darauf bedacht, keineswegs als Schriftsteller und pedantischer Buchgelehrter wahrgenommen zu werden – dies waren allesamt Zeitgenossen, die er pejorativ als »faiseurs de livres« bezeichnete.¹⁰⁵ Erinnert sei in diesem Kontext an den privaten Zweck von *Les Essais*, so wie er in *Au lecteur* und an anderen Stellen des Werks ausgewiesen

99 Vgl. Bardyn (2015), 311.

100 Vgl. ebd. sowie zur Edition von 1580 Desan (2018a). Zur Entscheidung Montaignes, sein Werk zunächst nicht in Paris, sondern in Bordeaux drucken zu lassen, vgl. Balsamo (2007), XXXIII.

101 »Ce fagotage de tant de diverses pièces se fait en cette condition que je n'y mets la main que lors qu'une trop lâche oisiveté me presse, et non ailleurs que chez moi [...]«. Montaigne (2007t): *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37), 796. Vgl. dazu Desan (2018a), 552.

102 Vgl. hierzu Desan (2018a), 552.

103 Vgl. Montaigne (2007t): *De la ressemblance des enfants aux pères* (II,37), 758.

104 Vgl. Desan (2018a), 553.

105 Die hierzu wichtigste Passage findet sich in der Widmung an Madame de Duras, die II,37 (*De la ressemblance des enfants aux pères*) nachgestellt ist. Darin spricht Montaigne u.a. davon, dass alle seine Bemühungen ihm dazu dienten, sein Leben zu gestalten, und er alles andere als ein »Büchermacher« sei: »Je suis moins faiseur de livres que de nul autre besogne. J'ai désiré de la suffisance pour le service de mes commodités présentes et essentielles, non pour en faire magasin [dépôt], et une réserve à mes héritiers.« Montaigne (2007c): *À Madame de Duras*, 824. Vgl. dazu Montaigne (2007n): *Que philosophe c'est apprendre à mourir* (I,19), 91: »Si j'étais faiseur de livres, je ferais un registre commenté des morts diverses.«

ist,¹⁰⁶ und an die Klarstellung Montaignes, er wolle sich keineswegs mit seinem Werk ein Denkmal setzen,¹⁰⁷ sondern sich in »klaren Farben« malen, wodurch sein Buch ihn ebenso erschaffe wie umgekehrt er es verfasse – ebendies mache die sogenannte »Konsubstantialität« seines Buches aus¹⁰⁸ – ein Konzept, auf das noch einzugehen sein wird. Zudem sollte das Werk, was im folgenden Kapitel zu besprechen sein wird, als textuelles Monument für den verstorbenen Freund La Boétie dienen, um dieser irreparablen Verlusterfahrung ein intimes Text-Gespräch mit sich selbst und dem Verstorbenen entgegensetzen zu können. Doch sei es, dass eine allzu mühsame Abschrift des Werks per Hand durch die Drucklegung entfiel,¹⁰⁹ sei es, dass sich doch ein gewisser Stolz auf das Verfasste seiner bemächtigte, jedenfalls sollte Montaigne mit der letzten zu seinen Lebzeiten erschienen Edition von *Les Essais* im Jahr 1588 eine Wandlung hin zum veritablen Autor durchlaufen.¹¹⁰

Vielsagend ist, dass sich unser Autor auf dem Deckblatt der Edition von *Les Essais* aus dem Jahr 1588 erstmals schlicht als *Michel, seigneur de Montaigne* präsentierte – das heißt ohne die Angabe seiner Ämter und Ehrentitel, wie sie auf den Deckblättern der vorigen Editionen prangten.¹¹¹ Er rechtfertigte dieses editorische Auftreten damit, dass er nicht etwa mit einer fachgebundenen Amtsbezeichnung auftrete – wie es andere Autoren täten – sondern sich der Leserin und dem Leser mit seinem gesamten Sein zeige – er, Michel de Montaigne, als Repräsentant der menschlichen Spezies.¹¹² Doch nicht erst der Text von 1588, sondern bereits seine initiale Drucklegung im Jahr 1580 verweise auf eine auch für einen breiteren Leserkreis intendierte Publikation, so die These Jean Balsamos: Zwei unterschiedliche Versionen des Titelblattes – eine mit und eine ohne Druckmarke des Druckmeisters beziehungsweise mit und ohne die Amtsbezeichnungen Montaignes zu nennen – zeugten von einer binären editionspolitischen Zielsetzung von *Les Essais*

106 Verwiesen sei auf die nahezu warnende Bemerkung in *Au lecteur* an all jene Leserinnen und Leser, die nicht dem Rezipientenkreis der Verwandten und Freunde Montaignes angehörten, ihre Zeit lieber nicht auf die Lektüre des Werks zu verwenden: »Ainsi, Lecteur, je suis moi-même la matière de mon livre : ce n'est pas raison que tu emploies ton loisir en un sujet si frivole et si vain.« Montaigne (2007a): *Au lecteur*, 26.

107 Vgl. hierzu insbesondere Montaigne (2007d): *Du démentir* (II,18), 702–703: »Je ne dresse pas ici une statue à planter au carrefour d'une ville ou dans une église, ou dans une place publique : [...]. C'est pour le coin d'une librairie et pour en amuser un voisin, un parent, un ami qui aura plaisir à me fréquenter de nouveau et avoir d'autres relations avec moi sous cette image.«

108 Vgl. ebd., 703: »Me peignant pour autrui, je me suis peint en moi de couleurs plus nettes que n'étaient les miennes premières. Je n'ai pas plus fait mon livre que mon livre m'a fait. Livre consubstantiel à son auteur [...].«

109 »Une indication, dans les deux premières éditions, rappelle en effet qu'il n'avait fait imprimer ses *Essais* que « pour s'exempter la peine d'en faire plusieurs extraits à la main » (II,18).« Balsamo (2007), XXXI.

110 »Ce n'est pas le moindre paradoxe des *Essais* que de donner à voir cette métamorphose d'un gentilhomme veillant, dans ses écrits, à se distinguer des hommes des lettres et des pédants en un auteur à succès, rémunéré comme tel et attentif à ses droits à venir.« Balsamo (2007), XXXI.

111 Balsamo (2007), XXXVI.

112 Vgl. ebd. sowie Montaigne (2007z): *Du repentir* (III,2), 845: »Les auteurs se communiquent au peuple par quelque marque spéciale et étrangère : moi, le premier, par mon être universel : comme Michel de Montaigne, non comme grammairien ou poète ou jurisconsulte.«

von Anfang an: Einerseits seien sie für die private Diffusion im Familien- und Bekanntenkreis gedacht gewesen, andererseits hätten sie die Lektüre durch einen breiteren Leserkreis anvisiert.¹¹³ Hingegen liest Philippe Desan diese beiden unterschiedlichen Fassungen nicht in dieser Weise, sondern geht lediglich von einem allzu großen Bedürfnis des Druckmeisters Simon Millanges aus, seinen Namen und jenen seiner Werkstatt zu bewerben.¹¹⁴ Da das Titelblatt in der ersten Fassung allein die Druckmarke von Millanges gezeigt habe, sei es wahrscheinlich, dass Montaigne bei diesem darauf insistiert habe, sowohl seinen Titel als Ritter des Michaelsordens¹¹⁵ als auch jenen des ranghöchsten Kammerjunkers¹¹⁶ auf den Titelblättern firmieren zu lassen, was schließlich auch erfolgt sei und die beiden unterschiedlichen Versionen erkläre.¹¹⁷ Ob es sich nun um eine absichtliche editionspolitische Entscheidung handelte oder nicht, in jedem Fall wird an der Nennung der Ehrentitel Montaignes auf dem Titelblatt ersichtlich, dass *Les Essais* ihm als ein Werkzeug der Selbststilisierung sowie der Absicherung und Beförderung seines sozialen Aufstiegs dienten: nicht nur, weil er sie Heinrich III. als Geschenk übergeben und sich somit der Gunst des Herrschers versichern konnte, sondern auch, weil mit der aufgezeigten Gestaltung des Titelblattes Montaignes (neu-)adeliger Status festgeschrieben wurde.¹¹⁸

Dies als etwaigen Snobismus zu beurteilen sei anachronistisch, betont Balsamo:¹¹⁹ Als Mann seiner Zeit habe Montaigne vielmehr zu Recht auf seinen sozialen Aufstieg hingewiesen, der im Rahmen einer langsam mobiler werdenden Ständegesellschaft für seine Familie möglich gewesen war.¹²⁰ Dies schien umso wichtiger, als es die Möglichkeit einer Anoblierung, wie sie für Montaignes Urahren realisierbar gewesen war, zwischenzeitlich in dieser Form nicht mehr gab, nämlich als Ehrhebung in den Adelsstand im Zuge eines adeligen Lebensstils sowie der Einhaltung bestimmter Auflagen über mehrere Generationen hinweg.¹²¹ Auch wenn adelige Werte und der Status des Adels sich in der Erosion befanden, hielt Montaigne also an ihnen fest, woraus auch seine Stilisierung zum ›Edelmann am Schreibpult‹ erwuchs – ein retrospektiv von Edoardo Costadura geprägtes Bild.¹²² Wiederum war hieran gebunden, dass eine über ein dilettantisches Maß hin-

113 »L'existence de différents états des pages de titre des deux livres, avec ou sans la marque du libraire ou la mention des dignités de Montaigne, confirme ce partage et indique la double diffusion de l'ouvrage, destiné à la fois à être distribué au sein d'un cercle de familiers et à être mis en vente.« Balsamo (2007), XXXIII.

114 Vgl. dazu und zum Folgenden Desan (2018a), 554.

115 Wie aufgezeigt, wurde Montaigne am 15. Oktober 1571 von Karl IX. zum *chevalier de l'ordre de Saint-Michel* ernannt. Vgl. zu dieser Ernennung Balsamo (2018a), 1327, zum Michaelsorden Desan (2018d).

116 Wie ebenfalls bereits erwähnt, war Montaigne 1577 zum *gentilhomme de la chambre du roi de Navarre* ernannt worden. Vgl. dazu Balsamo (2018a), 1328.

117 Desan (2018a), 554, führt aus, dass daraufhin für die Druckmarke kein Platz mehr geblieben sei, weshalb Millanges lediglich eine zur Arabeske stilisierte Blüte als sein Zeichen auf dem Titelblatt angebracht habe.

118 Vgl. Balsamo (2018a), 1325.

119 Ebd.

120 Ebd.

121 Vgl. erneut Balsamo (2018a), 1325.

122 Vgl. den Titel der Monographie von Costadura 2006.

ausgehende Schreib- und Publiziertätigkeit in Montaignes sozialen Umfeld, das maßgeblich vom Amts- und Schwertadel der Guyenne geprägt war, als suspekt angesehen wurde. Auf diesen Zusammenhang wies als Erster Hugo Friedrich hin,¹²³ und hier mag der Grund für jene vordergründige, bereits erwähnte Ablehnung Montaignes gegenüber den sogenannten ›faiseurs de livres‹ zu suchen sein.¹²⁴ Hierzu passt auch Montaignes später formulierte, im dritten Buch von *Les Essais* und damit ab 1588 anzutreffende Aussage, dass man es in der Gascogne als kurios ansehe, ihn ›gedruckt zu sehen‹, und folglich in der Guyenne er die Buchdrucker ›kaufen‹ müsse, während man außerhalb seiner Heimatregion ihn kaufe.¹²⁵ Nicht nur bekräftigt dies die vorausgegangenen Ausführungen zum sozialen Status der Schreibtätigen in adeligen Kreisen, sondern Montaignes Worte verweisen auch auf den Umstand, dass er in der Tat für einen Teil des Druckaufwands der ersten Edition aufkommen musste, wahrscheinlich für die Kosten des Druckpapiers.¹²⁶

Um nochmals auf die erste Edition von *Les Essais* im Jahr 1580 zurückzukommen, so ist auf zwei wichtige formale Aspekte hinzuweisen, erstens auf die Struktur des Werks und zweitens auf die Besonderheit in der Paginierung. Die Thematiken sowie die Länge der einzelnen *essais* sind wie erwähnt höchst unterschiedlich, doch sollte Montaigne ab dieser initialen Edition für die ersten beiden Bände von *Les Essais* – im Jahr 1588 kam ein dritter Band hinzu – die Anzahl von 57 respektive 37 Einzelkapiteln sowie ihre Betitelung nicht mehr verändern.¹²⁷ Dass er erwog, La Boéties *Discours de la servitude volontaire* in den ersten Band einzufügen, sich jedoch kurzfristig dagegen und ersatzweise für die Aufnahme der von La Boétie verfassten 29 Sonette entschied, hatte weitreichende Konsequenzen für eine kurioserweise bis 1588 in allen Editionen des Werks weiterbestehende falsche Kapitelzählung:¹²⁸ Da die Sonette fälschlicherweise als Kapitel 28 gezählt wurden, enthielt *Les Essais* damit zwei Kapitel mit der Ziffer 28, wobei diese Falschzählung bemerkenswerterweise nicht in der zweiten Edition des Werks, die 1582 erschien, korrigiert wurde.

123 »Indessen sollte der französische Adel aus der Rauheit seiner militärischen Tugenden zu einer höheren Weiterbildung bestimmt werden. An diesem Prozess nimmt Montaigne Teil. Auch als Schriftsteller sprach er – zumindest zunächst – zu adeligen Standesgenossen. Das hatte eine Reihe von Anpassungen zur Voraussetzung, damit er überhaupt gehört wurde. Die erste besteht in der Beteuerung, selbst ein Mann der höheren Stände zu sein. Die andere besteht in der Rücksicht auf den Adelsgeschmack, dem jedes pedantische Spezialistentum zuwider war. Montaigne hat sein schriftstellerisches Bewusstsein gegen den Vorbehalt durchsetzen müssen, dass ein Edelmann keine Bücher schreibe, mindestens keine gelehrte und rhetorische Schulbildung zur Schau tragen dürfe. Der schreibende Edelmann betont, dass er seinen Rang nicht seiner schriftstellerischen Tätigkeit, sondern seiner gesellschaftlichen Stellung verdankt.« Friedrich (2007), 16.

124 Vgl. erneut Montaigne (2007c): *À Madame de Duras*, 824, sowie Montaigne (2007n): *Que philosopher c'est apprendre à mourir* (I,19), 91.

125 »En mon climat de Gascongne, on tient pour drôlerie de me voir imprimé. D'autant que la connaissance qu'on prend de moi s'éloigne de mon gîte, j'en vau d'autant mieux. J'achète les imprimeurs en Guyenne, ailleurs ils m'achètent.« Montaigne (2007z): *Du repentir* (III,2): 849. Vgl. dazu Friedrich (2007), 17. Das heißt wohl, dass er für die Druckkosten aufzukommen hatte, doch auch, dass er die Druckleger in der Gascogne vom Kauf seines Werks überzeugen musste.

126 Desan (2018a), 553.

127 Vgl. ebd., 554.

128 Vgl. ebd., 555–556.

Was nun die zeitgenössische Rezeption der ersten Publikation von Montaignes Œuvre im Jahr 1580 anbelangt, so bezeugt eine weitestgehend positive Aufnahme von *Les Essais* beim gelehrten Lesepublikum François Grudé, Graf von La Croix du Maine (1552–1592), der mit seinen 1584 erscheinenden *Bibliothèques du sieur de La Croix du Maine* eine Art literarischen Katalog mit Namen und Publikationen zeitgenössischer Autorinnen und Autoren herausbrachte.¹²⁹ Darin äußert er sich sehr wohlwollend zu *Les Essais* und beschreibt unter anderem das selbstbewusste Auftreten Montaignes vor Heinrich III., als er im Juli 1580 sein neu erschienenes Opus magnum bei Hofe vorstellte.¹³⁰ Da dem König das Werk zusagte, habe Montaigne sogleich in Anwesenheit Heinrichs angemerkt, dass somit wohl auch er selbst ihm gefalle, denn schließlich beinhalte *Les Essais* ja in Gänze Ausführungen zu seinem Leben und Handeln.¹³¹ Die Publikation war so erfolgreich, dass bereits 1583 oder Anfang 1584 in Rouen eine nicht-autorisierte Fassung erschien, obgleich das Druckprivileg noch Simon Millanges innehatte.¹³² Maßgeblich zu dieser von Erfolg gekrönten Rezeption trug der flämische Gelehrte Justus Lipsius bei, der sich 1583 nach der Lektüre dieser ersten Edition von *Les Essais* in einem Brief an einen Freund lobend darüber äußerte und Montaigne den »französischen Thales« nannte.¹³³ Wahrscheinlich 1584 entdeckte die 19-jährige Marie de Gournay in der Bibliothek ihres verstorbenen Vaters die Edition von 1580 und zeigte sich, worüber noch zu sprechen sein wird, von der Lektüre vor Begeisterung geradezu erschüttert, wobei sie sich eben jene wohlwollende Einschätzung dieser so neuartigen Schrift durch Lipsius zunutze machte, um ihren diesbezüglich überbordenden Enthusiasmus vor ihrer Familie zu legitimieren.¹³⁴ Eine weitere Bemerkung La Croix du Maines lässt jedoch darauf schließen, dass das Wohlwollen in Bezug auf *Les Essais* nicht ungeteilt war und insbesondere Montaignes politische Feinde seinen Text nicht würdigten.¹³⁵ Zudem mokierte sich die

129 La Croix du Maine gilt, mit Antoine Du Verdier (1544–1600), als maßgeblicher Literaturbibliograph des 16. Jahrhunderts, brachten beide doch erstmals Nachschlagewerke mit Namen von Autorinnen und Autoren in französischer Sprache heraus. Du Verdier veröffentlichte 1585 in Lyon sein *Dictionnaire des écrivains français*. Durch das Projekt *Bibliothèques françaises* der Universität Tours werden beide Texte digitalisiert zur Verfügung gestellt: <https://bibfr.bvh.univ-tours.fr/bibfr/a-propos> (zuletzt aufgerufen am 25.02.2021).

130 Vgl. La Croix du Maine, *Bibliothèque*, s. v. »Michel de Montaigne« https://bibfr.bvh.univ-tours.fr/bibfr/personne/bvhbibfr_00820 (zuletzt aufgerufen am 12.02.2021). Vgl. dazu auch Bardyn (2015), 317–318, und Balsamo (2007), XXXIV.

131 Bardyn (2015), 317–318.

132 Vgl. Balsamo (2007), XXXV. Da die »piratierte« Fassung von 1583/84 heute verschollen ist, können lediglich die vier Veröffentlichungen von 1580, 1582, 1587 und 1588 in ihrer Textevolution nachverfolgt werden, doch wurde Letztere aus diesem Grund bei der Drucklegung als fünfte und nicht als vierte Edition ausgewiesen.

133 Vgl. dazu Bardyn (2015), 321.

134 Vgl. Gournay (2002j): *Préface* »courte«, 280.

135 »J'ay entendu qu'il s'en trouve aucuns, lesquels ne louent pas assez dignement ce livre d'Essais, & n'en font pas autant de cas comme il le merite: mais pour donner mon jugement en ceci, j'ose assurer (sans que je craigne que les hommes exempts de passion, ou affection particulière, m'en puissent démentir) que ce livre est très-recommandable, soit pour l'institution de toutes personnes, & pour autres choses très-remarquables qui sont comprises en icelui.« Verfügbar unter: <https://bibfr.bvh.univ-tours.fr/bibfr/a-propos> (zuletzt aufgerufen am 25.02.2021). Vgl. dazu Bardyn (2015), 318; Desan (2014), 400–401f.

um höhnische Bemerkungen und üble Nachrede nicht verlegene Hofgesellschaft mit ironischen Versen über den kuriosen gascognischen Edelmann.¹³⁶

Im Anschluss an die Präsentation von *Les Essais* bei Hofe im Sommer 1580 nahm Montaigne wie erwähnt an der Belagerung von La Fère teil¹³⁷ und brach danach zu seiner Reise über Deutschland und die Schweiz nach Italien auf. Die Reise tangierte *Les Essais* direkt, denn beim Betreten der Stadt Rom wurden die Gepäckstücke Montaignes und seiner Reisegefährten durchsucht und neben anderen Büchern auch eine von ihm mitgeführte weitere Druckfassung seines Werks zur anschließenden Überprüfung durch die vatikanische Inquisition beschlagnahmt.¹³⁸ Als Montaigne am 20. März 1581 vom päpstlichen Legaten, Pater Sisto Fabri, in dieser Sache zu einem Gespräch gebeten wurde, blieb die Kritik an *Les Essais*, die Fabri mündlich vortrug, insgesamt jedoch relativ verhalten.¹³⁹ Kritisiert wurde neben anderen Aspekten zum Beispiel, dass Montaigne ketzerische Dichter namentlich genannt habe, zudem sei wiederholt der heidnisch klingende Begriff *fortune* statt des moralisch verträglicheren *providence* von ihm verwendet worden – übrigens mit 349 Nennungen in *Les Essais* einer von Montaignes meisteingesetzten Begriffen.¹⁴⁰ Aus Montaignes nonchalanter und die Kritik herabspielender Perspektive heißt es diesbezüglich im *Journal de voyage* allerdings, Fabri habe ohnehin nicht selbst *Les Essais* rezipieren können, da er kein Wort Französisch verstanden und sich deshalb an einen französischen Ordensbruder habe wenden müssen, der das Werk für ihn lesen und sodann beurteilen musste.¹⁴¹ Die Konfiszierung und Kritik an *Les Essais* durch die römische Inquisition stand jedoch letztlich weder der gelungenen Privataudienz der Reisesgesellschaft bei Papst Gregor XIII. (1502–1585) noch der Ernennung Montaignes zum Ehrenbürger Roms im Wege – die Transkription des Textes der Ernennungsbulle sollte er im Anschluss an das Kapitel »Von der Eitelkeit«, *De la vanité* (III,9), in *Les Essais* veröffentlichen.¹⁴²

136 Étienne Tabourot des Accords (1549–1590) zeichnete in seinem satirischen Werk *Les Bigarrures* (1585) mit dem sieur Gaulard, den er als lächerlichen Emporkömmling darstellte, ein Montaigne auffallend stark ähnelndes Bild. Vgl. Bardyn (2015), 322–325 und Pérouse 2008, 265–279.

137 Bardyn (2015), 322–325.

138 Vgl. die Stelle in der deutschen Übersetzung des Reisetagebuches von Stilett (2002), 145–146. Wie dargestellt, hatte Montaigne das erste Exemplar Heinrich III. bei Hofe zugeeignet, dieses weitere sollte nun Papst Gregor XIII. als Geschenk erhalten. Vgl. dazu Rigolot (2018), 1003.

139 Vgl. hierzu die Stelle in der deutschen Übersetzung des Reisetagebuches von Stilett (2002), 180–181, sowie den Kommentar von Balsamo (2007), XXXIII–XXXIV. Fabri war damals als *Magister sacri palatii* zuständig für den *Index Librorum Prohibitorum* und damit für die Identifizierung von potentiell gefährlichem, das heißt protestantischem Schrifttum.

140 Vgl. ausführlich zur Etymologie von »fortune« Tarrête (2018), 773. Desan (2014), 377–378, klärt einige Missverständnisse rund um diese Episode auf: Unter anderem seien die Bücher und *Les Essais* nicht gewaltsam konfisziert, sondern lediglich begutachtet worden, zudem sei es sehr wahrscheinlich, dass Montaigne selbst bei den pontificalen Autoritäten um die Begutachtung und Zulassung seines Werks angesucht habe. Vgl. neben Desan (2014), 377–382, außerdem zur Kritik an *Les Essais* Jouanna (2017), 230–232, Bardyn (2015), 342, und Tarrête (2018), 774.

141 Vgl. Bardyn (2015), 342.

142 Vgl. zur Papstaudienz Jouanna (2017), 220–221, und Bardyn (2015), 340, zur Ernennung Montaignes zum Ehrenbürger Roms Jouanna (2017), 221, und Bardyn (2015), 343. Vgl. den Text der Ernennungsurkunde und seine französische Übersetzung in Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 1045–1046. Darin heißt es u.a. »À ces causes puisque le Très Illustre Michel de Montaigne, chevalier de Saint-

Nachdem Montaigne aufgrund seines neuen Postens als Bürgermeister von Bordeaux Ende November 1580 nach Frankreich zurückgekehrt war, konnte eine neue, revidierte Edition von *Les Essais* erst 1582 erscheinen, übrigens erneut bei Simon Millanges in Bordeaux.¹⁴³ Unter dem Eindruck seiner Reiseindrücke erweiterte Montaigne die Erstfassung seines Werks und versah sie mit rund 200 Korrekturen.¹⁴⁴ Die in zwei unterschiedlichen Bänden erschienenen Texte wurden nun zu einem typo- als auch orthographisch homogenen Ganzen zusammengefasst – die 1580 überstürzt erfolgte Drucklegung der ersten Edition machte ohnehin mindestens eine formale Korrektur notwendig, da das Werk zahlreiche Tipp- und Druckfehler enthielt.¹⁴⁵ Inhaltlich erhielt *Les Essais* durch die Einfügung einiger italienischer Zitate einen leicht ›italianisierten‹ Einschlag, doch blieben diese Zusätze gering.¹⁴⁶ Der vom Vatikan geübten Kritik unter anderem an Montaignes Sprachduktus und der erwähnten Verwendung des Begriffs *fortune* kam der Autor jedoch weitestgehend nicht nach: Zwar modifizierte er das Kapitel »Über die Gebete«¹⁴⁷ und zeigte sich damit vordergründig als glaubensfester Katholik, doch nicht nur unterließ er die Ausstreichung des Begriffs *fortune* im restlichen Werk, sondern verfasste im selben Zug sowie ebendort eine Verteidigung dieses Sprachgebrauchs.¹⁴⁸

Entgegen der bereits genannten Auffassung Jean Balsamos von einer doppelten Editionsstrategie, die es bereits bei der Edition des Jahres 1580 gegeben habe, vertritt Philippe Desan die Meinung, dass Montaigne erst mit dieser zweiten Edition einen breiteren Kreis an Rezipientinnen und Rezipienten zu erreichen gedachte: Die 1580er-Edition habe insofern lediglich ein privates Umfeld anvisiert, als sie mit Heinrich III. und dessen Hof einen elitären Kreis einflussreicher Leserinnen und Leser zu erreichen suchte und dadurch Montaignes Status als in den Adelsstand Aufgestiegener bekräftigt werden sollte.¹⁴⁹ Nun hingegen, 1582, sei der seit Ende 1581 als Bürgermeister in Amt und Würden Eingesetzte zu einer Person des öffentlichen Lebens geworden, wodurch Montaignes steigender Bekanntheitsgrad in der Region mit Blick auf die Verkaufszahlen von *Les Essais* wiederum Simon Millanges zupassgekommen sei.¹⁵⁰ Daraus habe sich eine nunmehr verstärkt kommerziell und auf Publikumswirksamkeit ausgerichtete Partnerschaft zwischen dem Drucker aus Bordeaux und Montaigne entwickelt, wobei es Letzterem zwar in Italien nicht gelungen sei, einen Botschafterposten zu erhalten, er nun jedoch im heimatlichen Bordeaux und Umgebung die 1582er-Edition von *Les Essais* als gezieltes Werkzeug politischer Profilierung genutzt habe.¹⁵¹ Jedenfalls widmete Montaigne sich im Jahr 1585 erst dann der erneuten Revision seines Werks, als sich – angesichts

Michel et gentilhomme de la chambre du Roi Très Chrétien est très attaché au nom Romain et tout à fait digne, vu la réputation et la gloire de sa famille ainsi que les mérites de ses vertus personnelles [...] la citoyenneté Romaine [...].« Ebd., 1046, Anm. A.

143 Legros (2018a), 557.

144 Balsamo (2007), XXXIV.

145 Ebd., XXXIV, und Legros (2018a).

146 Vgl. dazu Legros (2018a), 557; zu den Italianismen Montaignes vgl. Cavallini (2018).

147 Montaigne (20070): *Des prières* (I,56).

148 Vgl. Tarrête (2018), 774.

149 Desan (2014), 400–403.

150 Ebd.

151 Ebd., 403.

einer grassierenden Pestepidemie – seine zweite Amtszeit als Bürgermeister dem Ende zuneigte und nachdem er, wie noch beleuchtet werden wird, erstmals als von allen Seiten geschätzter Mittler zwischen Heinrich III. und Heinrich von Navarra beziehungsweise Matignon und Navarra fungiert hatte.¹⁵² Montaigne arbeitete an einem dritten Buch für *Les Essais*, allerdings unterbrach eine erneute Pestwelle seine Schreibtätigkeit.

So konnte der zwischenzeitlich Ruinierte dieses dritte Buch erst vollenden, nachdem er im April 1587 mit seiner Familie und den verbliebenen Angestellten auf sein vollkommen verwüstetes Anwesen zurückgekehrt war, das er im September 1586 überstürzt hatte verlassen müssen.¹⁵³ Das neu hinzugefügte dritte Buch von *Les Essais* sollte nicht nur eine Reflexion seiner politischen Tätigkeit als Bürgermeister sein, sondern enthält deutliche Aussagen zu Montaignes prekärer Position in jener verheerenden Zeit, als er zwischen allen Fronten stand. So schreibt Montaigne etwa in »Von der Physiognomie« (III,12), dass man in jenen Kriegszeiten die Bauern auf seinen Ländereien ausgeraubt habe und über ihn selbst aufgrund seiner neutralen politisch-religiösen Haltung Gerüchte und Anschuldigungen kursiert seien:¹⁵⁴ Dem Ghibellinen sei er ein Guelfe, dem Guelfen ein Ghibelline gewesen – dies sage einer seiner Dichter sehr schön, aber er wisse nicht mehr wo, schreibt der wie so oft betont vergessliche Montaigne.¹⁵⁵

Hiermit schließt sich der Kreis zu der eingangs erwähnten Erläuterung, Montaigne sei mit dieser Drucklegung von 1588 zum veritablen Autor geworden, da er seinen Namen nun auf dem Titelblatt ohne den Zusatz seiner Ehrentitel zeigte.¹⁵⁶ Doch bei dieser Edition von 1588 blieb es nicht, denn nun geschah etwas, das bis heute die Rezeption von *Les Essais* bestimmt: Montaigne traf Marie de Gournay, ging mit ihr eine besondere Verbindung ein und erstellte mit ihr auf den Druckfahnen des Werks von 1588 eine handschriftlich Fassung, die in der Forschung als *Exemplaire de Bordeaux* beziehungsweise unter dem Kürzel EB bekannt ist und, so kommentiert John O'Brien, unter Montaigne-Spezialistinnen und -Spezialisten heute als geradezu verehrungswürdiges Objekt gilt.¹⁵⁷ Auf die Umstände dieses entscheidenden ersten Zusammentreffens zwischen Marie de Gournay und Montaigne wird noch ausführlich einzugehen sein, ebenso auf den von ihnen geschlossenen Bund sowie auf die sich daran anschließende gemeinsame Arbeit an EB. Im Folgenden wird jedoch ein wichtiger Aspekt beleuchtet, der für eine möglichst ganzheitliche Annäherung an Montaigne wichtig ist und sich auch maßgeblich auf das Fortschreiben von *Les Essais* auswirkte: jener der politischen und diplomatischen Aktivitäten Montaignes.

152 Balsamo (2007), XXXV.

153 Bardyn (2015), 405.

154 »Au Gibelin j'étais Guelfe, au Guelfe Gibelin: Quelqu'un de mes Poètes dit bien cela, mais je ne sais où c'est.« Montaigne (2007h): *De la physiognomie* (III,12), 1090.

155 Vgl. dazu Desan (2014), 467. In gelehrter Manier vergleicht er damit seine Situation mit dem von Dante miterlebten Konflikt zwischen jenen beiden Parteien, die sich im Italien des 13. und 14. Jahrhunderts mit Blick auf die Besetzung des Kaiserthrons des Heiligen Römischen Reiches entweder auf die papsttreue (Guelfen) oder auf die kaiserstreue (Ghibellinen) Seite schlagen mussten.

156 Vgl. erneut Balsamo (2007), XXXVI.

157 »These two letters [EB] refer for Montaigne specialists to an object of almost venerable status in French Renaissance literature – the *exemplaire de Bordeaux*, a copy of the 1588 edition of Montaigne's *Essais* heavily annotated in the author's own hand.« O'Brien (2019), 136.

2.1.4 Montaigne, der Staatsmann

Glaubt man Philippe Desans Ausführungen in seiner 2014 erschienenen politischen Biographie *Montaigne. Une biographie politique*, verfolgte Montaigne zeitlebens höhere politische Ambitionen und der historischen Perzeption seines gehaltvollen Wirkens als Politiker und Emissär wird in der Literaturgeschichte nach wie vor nicht gebührend Rechnung getragen.¹⁵⁸ Die Stadt Bordeaux, die im Übrigen bis 1451 unter englischer Herrschaft gestanden hatte und auch danach im Bereich des Weinhandels weiterhin rege Kontakte nach England unterhielt, war zur Zeit der Religionskriege eine mehrheitlich katholische Stadt, während das ländliche Umland – auch jenes des Périgord, wo das Schloss der Familie Montaigne bis heute angesiedelt ist – von reformierten Kräften geprägt war.¹⁵⁹ Angesichts dieses Potenzials zu sozialem Sprengstoff gestaltete sich insbesondere die zweite Amtszeit Montaignes schwierig, musste er doch die damals rund 40.000 Einwohner beherbergende Stadt¹⁶⁰ durch die herausfordernde Zeit der Bürgerkriege führen, wobei er übrigens zu den gemäßigten *politiques* zählte.¹⁶¹ Auf vorbildlichste Weise arbeiteten er und sein Amtskollege Jacques II. de Goÿon de Matignon zusammen. Letzterer stand zwar auf Seiten der königstreuen katholischen Fraktion, handelte jedoch im Rahmen seines Postens als Generalleutnant der Guyenne, der die Autorität des Königs in der Region zu vertreten hatte, besonnen.¹⁶² Wenn auch die übrigens nicht vergütete, rein ehrenamtliche Funktion des Bürgermeisters von Bordeaux im 16. Jahrhundert weitestgehend

158 »Even today there is a tendency to retain only the writer, ignoring the historical and political dimension of this figure.« Desan (2016a), 4. Mit seiner *Biographie politique* plädiert Desan dafür, *Les Essais* nicht nur mit Blick auf den zeitgenössischen Kontext der politisch-religiösen Konflikte ihrer Entstehungszeit zu lesen, sondern zudem das Bild des literarischen Montaigne durch jenes des politisch handelnden, hochrangigen Staatsmannes unbedingt zu ergänzen; vgl. Desan (2016a), 5, sowie den Klappentext auf der Rückseite von Desan (2014), wo es u.a. heißt: »À travers ce parcours se découvre ainsi un autre Montaigne que celui dont nous sommes familiers, détaché et stoïque: un Montaigne qui ne séparait pas sa vie privée et sa vie publique, un Montaigne pris dans les tumultes de son temps [...]. Ni candide, ni transparent, ne cédant pas non plus au machiavélisme de son époque, ce Montaigne-là donne une nouvelle épaisseur à celui de la légende littéraire.«

159 Bardin (2015), 52.

160 Vgl. Desan (2014), 409. Bordeaux war damit die fünftgrößte Stadt in Frankreich – nach Paris, Rouen, Lyon und Toulouse.

161 Vgl. Jouanna (2012), 527–528: Abgeleitet vom Adjektiv *politique*, das wiederum auf das Griechische *politikos* zurückgeht und alles bezeichnete, was mit der Organisation und Administration der Polis zu tun hat, verwies die Substantivierung des Wortes zuvor lediglich neutral auf eine Person, welche die Kunst des Herrschens kenne. Erhielt *politique* ab den 1560er Jahren zu Unrecht eine negative Konnotation, mit der religiöse Indifferenz und Atheismus impliziert wurden, meinte es allerdings nach der Bartholomäusnacht 1572 Anhänger der Geisteshaltung, die konfessionelle Spaltung durch politische Maßnahmen überwinden zu wollen – zum Beispiel durch Gesetzesänderungen.

162 »Let there be no mistake: Montaigne was a ›politique‹ – in the sense acquired by this term in the 1570s and 1580s – and participated fully in the events of his time before becoming a writer in later life.« Desan (2016a), 5 (Herv. i. Orig.) Vgl. zur Bedeutungsdimension, die der Terminus in den 1570er und 1580er Jahren erhielt, Jouanna (2012), 527–528.

die Wahrnehmung lediglich repräsentativer Aufgaben bedeutete,¹⁶³ geriet sie zur Zeit Montaignes aufgrund der brisanten politischen Lage zu einem gefährlichen Posten, zumal Bordeaux bereits vor Ausbruch der Bürgerkriege aufgrund eines Aufstandes zu einer von königlicher Seite misstrauisch beäugten Stadt geworden war, da bereits 1548 – Montaigne war damals 15 Jahre alt und erlebte die Ereignisse hautnah mit – nach massiven Unruhen rund um die Salzsteuer *gabelle* eine entfesselte Menschenmenge unter anderem den königlichen Gouverneur Tristan de Moneins (um 1504–1548) gelyncht hatte.¹⁶⁴ Hiernach war die Stadt aufs Schärfste bestraft worden.¹⁶⁵ Vor diesem Hintergrund hatte Montaigne denn auch die Aufgabe, Matignon, und durch diesen Heinrich III., über die Vorkommnisse in Bordeaux zu informieren.¹⁶⁶ Das Misstrauen des Königs war überdies nicht unbegründet, denn trotz des Friedens von Fleix, der am 26. November 1580 den siebten Religionskrieg beendet hatte, drohten in Bordeaux einerseits ultrakatholische Extremisten sich gegen den König aufzulehnen,¹⁶⁷ andererseits war auch ein Militärputsch von hugenottischer Seite zu befürchten.¹⁶⁸ Friedensschlüsse bedeuteten also keine Befriedung: Ohne näher auf die Geschichte der Religionskriege in Frankreich und explizit für Bordeaux eingehen zu können, zeigt schon ein Blick auf die acht Bürgerkriege zwischen 1562 und 1598, dass stets kurz währende Kampfhandlungen, die meist nicht länger als ein Jahr dauerten, durch fragile Friedensschlüsse beendet wurden, deren Besiegelung in Form von Edikten nicht zu dauerhafter Stabilität führte.¹⁶⁹ Eine *tolérance religieuse* im Sinne einer umfassenden Akzeptanz verschiedener Glaubensrichtungen sollte selbst mit dem Friedensedikt von Nantes 1598 nicht erreicht sein, das Arlette Jouanna

163 Vgl. Jouanna (2017), 239: Als Aufwandsentschädigung erhielt Montaigne lediglich zwei Amtsroben – gefertigt aus rot-weißem Samt und versehen mit einem Ärmelbesatz aus Brokatell –, die es zu offiziellen Anlässen, zum Beispiel bei Prozessionen, zu tragen galt.

164 Vgl. Jouanna (2017), 257; Bardyn (2015), 74–79. Die *gabelle* war aufgrund der Kosten angehoben worden, welche die Hochzeit Jeanne d'Albrets mit ihrem ersten Ehemann, dem Herzog von Cleve, im Jahr 1541 verursacht hatte. Daraufhin erreichten Ausschreitungen im Westen Frankreichs mit der sogenannten ›Revolte der Pitauds‹ ihren Höhepunkt, wobei 1548 die gesamte Stadt Bordeaux aufständisch wurde.

165 Ebd. Nach der Ermordung Tristan de Moneins' ließ Heinrich II. durch den nach Bordeaux entsandten Konnetabel von Montmorency anordnen, der Stadt alle ihre Rechte und Freiheiten zu entziehen, zudem wurden der Bürgermeister und seine Räte entlassen und Bordeaux in einer Atmosphäre des Terrors vollständig unter königliche Aufsicht gestellt. Nach einem Jahr wurden die Rechte der Stadt weitestgehend wiederhergestellt, allerdings erfolgte ab dann die Wahl des Bürgermeisters nur noch für eine Amtsperiode von zwei Jahren. Was Montaigne angeht, so zeugt die Entkopplung seines Amtes als Bürgermeister vom Posten des Gouverneurs – diesen nahm Matignon ein – von diesem weiterhin tiefsitzenden Misstrauen des Königtums, hier vertreten durch Heinrich III., gegenüber der einst aufrührerischen Stadt.

166 Desan (2014), 408.

167 Vgl. Bardyn (2015), 359.

168 Desan (2014), 409.

169 Vgl. dazu Bardyn (2015), 476. Eine Erklärung hierfür ist nicht nur das Versterben führender Persönlichkeiten auf katholischer wie auf reformierter Seite bei den Kampfhandlungen, sondern auch die überbordenden Anforderungen mit Blick auf die Staatsfinanzen und weitere Ressourcen, die dem Königshaus aus diesen militärischen Engagements erwuchsen.

zufolge höchstens eine zeitlich begrenzte *concordance* sowie *tolérance civile* ermöglichte.¹⁷⁰ Darüber hinaus hatte sich Montaigne bereits während seiner ersten Amtszeit verschiedenen Interessengruppen und nicht nur Rivalitäten von Seiten mächtiger ultrakatholischer lokaler Potentaten zu stellen: auch seine letztendlich geglückte Wiederwahl im Jahr 1583 erfuhr starke Opposition, nicht zuletzt durch Angehörige seiner eigenen Familie.¹⁷¹ Besonders während seiner zweiten Amtszeit zeigte Montaigne sich als geflissentlicher Vertreter benachteiligter Gruppen in Bordeaux, da er es unter anderem wagte, den König mit einem sogenannten *cahier de doléances* – einer schriftlichen Zusammenstellung verschiedenster Beschwerden der Stadtbewohner – zum Beispiel auf steuerliche Ungerechtigkeiten sowie auf die Armut verschiedener Bevölkerungsteile hinzuweisen.¹⁷² Da er als vertrauenswürdiger, kluger und frei denkender Staatsmann galt, genoss er trotz seiner katholischen Konfession auch das Vertrauen Heinrich von Navarras, dieses Anführers der Reformierten, zu dessen engem Berater Montaigne avancieren sollte.¹⁷³

Bis zu welchem Grad dieses Vertrauensverhältnis letztlich ging, zeigen zwei nachgewiesene freundschaftliche Besuche Heinrichs auf Schloss Montaigne. Einmal war das im Dezember 1584, als er nur mit einem kleinen Gefolge anreiste und die ansonsten üblichen Sicherheitsmaßnahmen unterließ.¹⁷⁴ Später folgte eine Übernachtung Heinrichs ebendort am 23. Oktober 1587, unmittelbar nach der Schlacht von Coutras während des achten und letzten Religionskrieges.¹⁷⁵ Im Übrigen hatte Heinrichs Wertschätzung für Mon-

170 Vgl. Jouanna (2012), 355. Meint *tolérance religieuse* die umfassende Akzeptanz verschiedener religiöser Konfessionen, so war mit *concordance* die Rückkehr zum katholischen Glauben unter Umsetzung verschiedener Reformen und Konzessionen gemeint, wobei eine Begleiterscheinung bis zur Erfüllung dieses Ansinnens die *tolérance civile* darstellte, die meist eine lediglich vorübergehende Tolerierung religiöser Differenzen zur Abwendung gewaltsamer Ausbrüche meinte. Somit konnte für die Zeit der konfessionellen Bürgerkriege nicht von umfassender Toleranz gesprochen werden.

171 Dieser Wiederwahl widersetzte sich u.a. die ultrakatholische Fraktion, zu der auch der Baron von Melville, der u.a. Herr auf der Festung von Hâ in Bordeaux war, gehörte. Mit ihm war Montaigne aufgrund von dessen großspurigem und widerrechtlichem Auftreten unter Involvierung der Stadtverwaltung in Streit geraten, da Melville sich in der Umgebung der Festung wie ein Grundherr auführte. Eben dieser Melville wurde von der ultrakatholischen Partei als Gegenkandidat für das Bürgermeisteramt aufgestellt und konnte auf die Unterstützung des mächtigen Erzbischofs von Bordeaux zählen. Ebenso widersetzten sich einige *Parlementaires*, das heißt Mitglieder des Obersten Gerichtshofs von Bordeaux, Montaignes Wiederwahl. Just darunter befanden sich sein Cousin und sein Schwager. Dennoch setzte sich Montaigne durch, und seine Wahl wurde von Heinrich III. im Februar 1584 bestätigt. Vgl. Bardyn (2015), 366.

172 Vgl. dazu Jouanna (2017), 248–250; Bardyn (2015), 367–373; Desan (2014), 437–443.

173 Vgl. Bardyn (2015), 375.

174 Heinrich habe, so notierte Montaigne in seinem Handkalender *Beuther*, beim Essen auf einen Vorkoster verzichtet und direkt aus dem Geschirr des Hauses gegessen, statt eigenes mitzubringen – dies waren sonst übliche Maßnahmen aus Angst vor etwaigen Giftanschlägen. Zudem habe Heinrich in Montaignes Bett geschlafen und sei mit diesem auf die Jagd gegangen. Vgl. Bardyn (2015), 374–375.

175 Bardyn (2015), 374, 417. Navarra hatte am 22. Oktober 1587 in Coutras, 25 Kilometer nördlich von Saint-Michel gelegen, einen erstaunlichen Sieg gegen Anne de Joyeuse (1560–1587) und dessen Truppen errungen.

taigne sich bereits 1577 geäußert, als er ihn zu seinem *gentilhomme de la chambre du roi de Navarre* ernannte, wobei Montaigne schon 1573 in den prestigeträchtigen, obgleich politisch unbedeutenden Stand des *gentilhomme de la chambre du roi de France* erhoben worden war und ab dann als ranghöchster Kammerjunker Karls IX. fungiert hatte.¹⁷⁶ Es sollte diese Doppelrolle als Bürgermeister und als Vertrauter beider Fraktionen sein, die Montaigne zum Mittler zwischen dem französischen König und ebendiesem Heinrich prädestinierte, wovon noch die Rede sein wird.¹⁷⁷ Zuvor muss jedoch erwähnt werden, dass für Montaignes Ernennungen bei Hofe nicht nur diese menschlichen Qualitäten maßgeblich waren, sondern es gereichten ihm auch seine Freundschaften – wenn nicht gar, so erneut die These Christophe Bardyns, seine einstigen amourösen Verbindungen¹⁷⁸ – mit beziehungsweise zu bedeutenden Frauen zum Vorteil: Zum einen ist hier seine Verbindung zu Margarete von Valois (1553–1615) zu nennen, Schwester der Valois-Könige Franz II., Karl IX. und Heinrich III. sowie gleichzeitig damalige Ehefrau¹⁷⁹ Heinrichs von Navarra, der er übrigens mit einer Widmung die *Apologie de Raimond Sebond* zueignete.¹⁸⁰ Zum anderen unterhielt er beste Beziehungen zu seiner ehemaligen Geliebten Diane d'Andoins, Gräfin von Guiche (1554–1621), die von 1582 bis 1588 die höchst einflussreiche Mätresse ebenjenes Heinrich von Navarras und künftigen Heinrichs IV. war, sich selbst *Corisande* nannte – in Anlehnung an eine Protagonistin des im 16. Jahrhundert auch in Frankreich sehr populären spanischen Ritterromans *Amadis de Gaula* beziehungsweise *Amadis de Gaule* – und folglich bei Hofe als *la belle Corisande* berühmt-berüchtigt wurde.¹⁸¹

Nicht nur perpetuierten diese Verbindungen zu Margarete und Corisande Montaignes Stellung bei Hofe, sondern zeitweise sollte er dank der Kommunikation mit beiden Frauen besser über die politische Lage informiert sein als jedweder höfische Gesandte.¹⁸² Unter anderem suchte etwa Margarete von Valois Montaignes Rat, als sie während eines

176 Bardyn (2015), 305. Vgl. zur Erhebung der Kaufmannsfamilie Eyquem in den Adelsstand Jouanna (2017), 19–34, sowie Cocula (2018), zum Michalesorden Desan (2018d), zu Montaignes Adelsstatus Balsamo (2018) und zum Begriff der *noblesse* bei Montaigne Jouanna (2018). Von den bedeutenden Zeitgenossen wurde Montaigne bereits in den 1570er Jahren wahrgenommen, denn am 15. Oktober 1571 ernannte Karl IX. ihn zum *chevalier de l'ordre de Saint-Michel*, zum Ritter des Michaelsordens – eine Auszeichnung, die für gewöhnlich lediglich dem Schwertadel zukam, während Montaigne ja ursprünglich aus einer Kaufmannsfamilie aus Bordeaux stammte, deren Mitglieder erst seit wenigen Generationen in den Amtsadel aufgestiegen waren. Allerdings hatte zu jener Zeit der Orden aufgrund steigender Mitgliederzahlen an Exklusivität eingebüßt.

177 Bardyn (2015), 304.

178 Ebd., 296–306.

179 Die Ehe zwischen Margarete und Heinrich von Navarra sollte 1599 annulliert werden. Vgl. McKinley (2018), 1176.

180 Vgl. Bardyn (2015), 251, besonders 277–286, 392. Diese Widmung geht darauf zurück, dass Margarete von Valois die *Théologie naturelle*, das heißt die von Montaigne besorgte Übersetzung der *Theologia naturalis* von Raimundus Sabundus las, und zwar in ihrem ›goldenen Gefängnis‹ im Anschluss an die Bartholomäusnacht im August 1572: Margarete war von ihrer Mutter im Louvre gefangen gesetzt worden, nachdem sie ihre Heirat mit ihrem neu angetrauten Ehemann Heinrich von Navarra nicht annullieren lassen wollte. Vgl. dazu ebd., 280–281.

181 Vgl. Rieger (2014), besonders 15, und Bardyn (2015), besonders 92, 372–300.

182 Bardyn (2015), 372.

Konflikts zwischen ihrem Bruder Heinrich III. und ihrem noch angetrauten Mann Heinrich von Navarra als Unterpfand fungieren musste.¹⁸³ Immer wieder kam es außerdem zu Spannungen zwischen jenem Heinrich III. und Heinrich von Navarra, dem späteren Heinrich IV., wobei Letzterer sich inzwischen als Feldherr und Anführer der Hugenotten einen Namen gemacht hatte.¹⁸⁴ Doch dem Königtum erwuchs Gefahr insbesondere von Seiten der radikalen katholischen Fraktion: Zunächst aufgelöst nach dem Frieden von Bergerac im September 1577 durch Heinrich III., formierte sich nun eine neue katholische Liga – ein Bündnis katholischer Adelliger, die für die radikale Wiederherstellung von Glaubenseinheit sowie adeligen Privilegien eintraten.¹⁸⁵ Ende 1584 erneuert, begründete die katholische Liga zudem einen radikalen Zweig in Paris und erhielt, zur Abgrenzung gegenüber der ersten Liga sowie den regionalen Einzel-Ligen, die Bezeichnung ›Heilige Union‹.¹⁸⁶

Ihre Köpfe – zwei Brüder aus dem Hause Guise, nämlich Herzog Heinrich I. von Lothringen (1550–1588) und Kardinal Ludwig II. von Lothringen (1555–1588), Söhne des Feldherrn Franz von Lothringen, Herzog von Guise (1519–1563) – konnten nun auf den Rückhalt insbesondere des Bürgertums der Stadt Paris bauen.¹⁸⁷ Unter anderem wurde, benannt nach den 16 Bezirken der Stadt, der ›Rat der Sechzehn‹ (*Conseil des Seizes*) gegründet, der die Koordination der Legisten in der Hauptstadt sowie in weiteren Städten übernahm.¹⁸⁸ Auslöser für diese Neuformierung der Liga war der Tod von Franz Herkules, Herzog von Alençon (1555–1584), des jüngsten Sohnes Katharinas, der im Jahr 1584 unverheiratet und kinderlos verstarb.¹⁸⁹ Zehn Jahre zuvor war bereits sein herrschender Bruder Karl IX. in Orléans ohne legitime Nachkommen an der Schwindsucht verstorben.¹⁹⁰ Da von dem aus Polen zurückgekehrten Heinrich, der seit Mai 1573 dort als Wahlkönig geherrscht hatte, ebenfalls keine Nachkommen zu erwarten waren, ging nach salischem Erbrecht die Thronfolge auf Heinrich von Navarra über.¹⁹¹ Kaum verwunderlich ist, dass die Aussicht auf einen hugenottischen König selbst für den Fall einer Konversion Navarras zum Katholizismus von katholischer Seite mit Entsetzen und größtem Widerstand aufgenommen wurde.¹⁹²

Mit dieser politischen Wende ab 1584 wandelte sich nun auch Montaignes Rolle hin zu einem hochrangigen Gesandten und ausgleichend wirkenden Berater, der mit den

183 Vgl. zu dieser Begebenheit Bardyn (2015), 370–373.

184 Vgl. Hinrichs (2008), 157–159.

185 Vgl. zur Neuformierung der Liga und ihren Zielen Jouanna (2017), 580, und Hinrichs (2008), 157.

186 »Indépendamment de la Ligue nobiliaire naît à Paris à la fin de l'année 1584 une ligue roturière, la Sainte Union, qui s'allie à la première mais se révèle beaucoup plus radicale.« Jouanna (2012), 581. Vgl. außerdem Bardyn (2015), 376; Hinrichs (2008), 157.

187 Hinrichs (2008), 157.

188 Jouanna (2017), 582.

189 Bardyn (2015), 373; Hinrichs (2008), 157.

190 Appel (2018), 361. Seine Tochter, die aus der 1570 geschlossenen Ehe mit Elisabeth von Österreich (1554–1592) hervorgegangen war, durfte aufgrund der *lex salica* ihrem Vater nicht als Herrscherin nachfolgen – ohnehin verstarb das 1572 geborene Kind bereits 1578.

191 Hinrichs (2008), 157.

192 Jouanna (2017), 573; Hinrichs (2008), 158.

bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit wie selbstverständlich Umgang pflegte, obgleich er als Bürgermeister hierarchisch nach wie vor dem erwähnten Generalleutnant Matignon untergeordnet blieb.¹⁹³ Hier sei jedoch darauf verwiesen, dass Montaigne allem Anschein nach bereits um das Jahr 1570/71 als Gesandter und damit als eine Art Amateurdipomat tätig gewesen war, da er offensichtlich Karl IX. einen persönlichen Dienst erwiesen hatte¹⁹⁴ – später sollte er übrigens im dritten Band von *Les Essais* im Kontext der Diplomatie seiner Zeit davon sprechen, ein »unerfahrener Unterhändler und Neuling« (*tendre négociateur et novice*) gewesen zu sein.¹⁹⁵ Vielleicht handelte es sich bei dem Dienst für Karl IX., so vermutet Christophe Bardin, um Tätigkeiten Montaignes als Unterhändler bei der von Katharina von Medici geplanten Vermählung des Protestanten Heinrich von Navarra mit ihrer Tochter Margarete von Valois, genannt »Margot«.¹⁹⁶ Nun, im Jahr 1584, zeugte von Montaignes neuer oder vielmehr erneuerter Betätigung als Mittler der bereits erwähnte erste Besuch von Navarra auf Schloss Montaigne im Dezember desselben Jahres, und zudem wurde Montaigne im Zuge seiner Korrespondenz mit dem hochrangigen Reformierten Philippe Duplessis-Mornay (1549–1623)¹⁹⁷ von diesem aufgefordert, zwischen Heinrich III. und Navarra aufgrund der Einnahme von Mont-de-Marsan durch Letzteren zu vermitteln.¹⁹⁸ Sodann konnte Montaigne, der im Übrigen zugunsten ebendieser Tätigkeit als Mittler sein Amt als Bürgermeister rund sechs Monate lang bewusst vernachlässigte, ein Treffen zwischen Navarra und Matignon im Juni 1585 als Höhepunkt seiner diesbezüglichen Bemühungen verbuchen.¹⁹⁹ Allerdings sollte sich die politische Lage derart wandeln, dass diese Vermittlungserfolge bald zunichtegemacht wurden: Gesellschaftlich hatte sich endgültig eine tiefe Spaltung zwischen ultrakonservativen Katholiken und moderaten Katholiken ergeben, wobei Letztere erneut mit den

193 Vgl. Desan (2014), 443.

194 Vgl. ebd., 251. Jedenfalls verwies Karl IX. in seinem Widmungsbrief an Montaigne im Hinblick auf diese Ernennung klar auf einen allerdings unbestimmt bleibenden persönlichen Dienst, den Montaigne ihm erwiesen habe.

195 In III,1 heißt es, dass Berufsdiplomaten für gewöhnlich danach trachteten, ihre wahre Meinung zu verbergen, während er, Montaigne, als unerfahrener Unterhändler und Neuling in diesem Bereich stets seine wahre Meinung kundgetan habe. Vgl. dazu Bardin (2015), 251, dem zufolge »tendre« hier sowohl »unerfahren« als auch »zart« oder »delikat« bedeuten kann.

196 Vgl. ebd., 251. Dies sei wahrscheinlich, da Montaigne auf beiden Seiten Vertrauen genossen habe, und würde ebenfalls erklären, warum er und Margarete von Valois einander nahestanden: Er widmete ihr später die *Apologie de Raimond Sebond*, die sie während ihrer Gefangensetzung am Königshof durch ihre Mutter im Anschluss an die Geschehnisse der Bartholomäusnacht vom August 1572 las. Umgekehrt protegierte sie Montaigne bei Hofe und suchte immer wieder seinen Rat – so etwa bei dem Konflikt zwischen ihrem Noch-Ehemann Navarra und ihrem Bruder Heinrich III.

197 Duplessis-Mornay erhielt von Zeitgenossen den Beinamen »Papst der Hugenotten«, und zwar aufgrund seines bedeutenden Einflusses auf Heinrich von Navarra, als dessen Finanzverwalter er fungierte. Vgl. ebd., 447–448.

198 Vgl. ebd. Nachdem Navarra im November 1583 die in Aquitanien gelegene Stadt Mont-de-Marsan eingenommen hatte, die sich seit 1580 in katholischer Hand befunden hatte, sollte Montaigne diese aus protestantischer Sicht legitime Handlung vor Heinrich III. erklären, da dieser als schlecht über die Lage in der Region informiert galt. Navarra warf Matignon vor, die im Vertrag von Fleix abgemachte Rückgabe von Städten an die protestantische Seite – darunter befand sich das von ihm eingenommene Mont-de-Marsan – nicht wie abgemacht umgesetzt zu haben.

199 Vgl. Bardin (2015), 445.

Reformierten paktierten.²⁰⁰ In einem Geheimvertrag verbündete sich nämlich die katholische Liga im Sommer 1585 mit Spanien unter Philipp II. (1527–1598) und stipulierte in dem Schriftstück unter anderem, dass Karl von Bourbon-Vendôme (1523–1590) – ein Prinz von Geblüt, der sich für die Zwecke der Liga einspannen ließ – zum Gegenkandidat Heinrichs III. auf dem französischen Königsthron erhoben worden sei.²⁰¹

Als im Juli 1585 Heinrich III. das Edikt von Nemours erließ, kam dies einer Kapitulation des Königtums vor der Liga gleich: Nicht nur wurden damit alle bisherigen Toleranzedikte und deren Maßnahmen zugunsten der Hugenotten revidiert, ihre Sicherheitsplätze aufgehoben, die Ausübung ihres Glaubens im gesamten Königreich untersagt und ihnen ein Ultimatum gesetzt, sich binnen sechs Monaten zwischen Konversion oder Flucht zu entscheiden.²⁰² Zudem entzog Heinrich III., der sich an die Spitze der von der Liga ausgehobenen Truppen setzte, Heinrich von Navarra sein Recht auf die Thronfolge, da dieser sich nach wie vor weigerte, seinem Glauben abzuschwören und zum Katholizismus überzutreten.²⁰³ Obgleich Navarra im September 1585 von Papst Sixtus V. (1521–1590) als rückfälliger Konvertit exkommuniziert worden war,²⁰⁴ versicherte Montaigne ihn in einem Brief seiner Loyalität,²⁰⁵ zeigte ansonsten allerdings eine politisch-religiöse Neutralität, die ihn für die Vertreter radikaler Positionen verdächtig machte.²⁰⁶

2.1.5 Von der Gefangennahme Montaignes bis zum Ende seiner öffentlichen Laufbahn

Da der Erlass von Nemours auf protestantischer Seite als Kriegserklärung gewertet wurde, begann im Frühjahr 1585, kurz vor Ende der zweiten Amtszeit Montaignes als Bürgermeister, der achte Religionskrieg.²⁰⁷ Dabei wurde Anfang des Jahres 1586 der Südwesten Frankreichs zu einem brisanten Schauplatz der Auseinandersetzungen, die in immer größere Nähe zu Montaignes Anwesen rückten.²⁰⁸ Zudem wütete seit Sommer

200 Dies geschah im Sinne der Bewegung der mit der Religionspolitik des Königshauses unzufriedenen *Malcontents*, wie sie bereits Mitte der 1570er Jahren bestanden hatte. Vgl. hierzu und zur Konstitution und den Beweggründen der *Malcontents* während des fünften Bürgerkrieges (1572–1576) Jouanna (2012), 493–511. Jouanna ebd. erklärt mit Blick auf den Unterschied zwischen der ehemaligen Bewegung und dieser neuen Mobilisierung Mitte der 1580er Jahre, dass »la grosse différence est que, à l'inverse de ceux de 1574, ces nouveaux Malcontents finissent par miser sur la ferveur catholique et par refuser toute idée de tolérance. Ce faisant, ils divisent la noblesse, qui devrait pourtant être leur meilleur appui dans l'entreprise.« Ebd., 581.

201 Jouanna (2012), 328.

202 Jouanna (2012), 583–584; Desan (2014), 462.

203 Bardin (2015), 383; Desan (2014), 462–463.

204 Jouanna (2017), 573, 584. Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé wurden beide als rückfällige Häretiker exkommuniziert. Was Heinrich angeht, so wurde argumentiert, er sei nach seiner erzwungenen Konversion im Anschluss an die Bartholomäusnacht 1572 wieder zum reformierten Glauben zurückgekehrt.

205 Bardin (2015), 384–385.

206 Vgl. Montaigne (2007h): *De la physiognomie* (III,12), 1090.

207 Ebd., 465.

208 Bardin (2015), 396–398.

1585 die Pest auch in Bordeaux, weshalb Montaigne sich trotz seines Bürgermeisteramtes, das sich aber ohnehin dem Ende näherte, nicht mehr in die Stadt begab, sondern sich auf sein Anwesen zurückzog und mit der Arbeit an der Erweiterung von *Les Essais* in Form eines neuen, dritten Buches begann – diese aus ihrer Sicht allzu ausweichende Haltung Montaignes wurde von seinen Zeitgenossen kritisiert.²⁰⁹

Während einer zweiten Pestwelle hatte sich die Ansteckung innerhalb seines eigenen Hauses und Hofes verbreitet, und mindestens einer der Bewohner war betroffen, sodass Montaigne mit den Seinigen fliehen und von September 1586 bis März 1587 von einem oft nur improvisierten Rastplatz zum nächsten ziehen musste – vielfach wurde die Gruppe abgewiesen, da die Befürchtung zu groß war, einer der Mitreisenden sei infiziert.²¹⁰ Doch selbst in dieser Situation erreichten Montaigne, dessen Fähigkeiten als Mediator vom Königshaus überaus geschätzt wurden, Bitten um eine neuerliche Mittlertätigkeit zwischen Heinrich III. und Heinrich von Navarra. Das beweisen zwei Schreiben, aufgesetzt im Dezember 1586 sowie im Jahr 1587, die von der Königin-Mutter Katharina von Medici höchstselbst ausgestellt wurden und mit denen sie Montaigne dazu aufforderte, in Aussicht der Zahlung einer ansehnlichen Summe, Heinrich von Navarra zur Konversion zu überreden.²¹¹

Es sollte jedoch bis Juli 1593 dauern, bis Heinrichs endgültiger Übertritt zum Katholizismus aus politischen Gründen erfolgte – bereits im Anschluss an die Ereignisse der Bartholomäusnacht 1572 war er zur Konversion gezwungen worden, dann aber nach seiner Flucht vom Hofe wieder zum Protestantismus zurückgekehrt.²¹² Im Übrigen trat eine wirkliche Annäherung zwischen Navarra und Heinrich III. erst ein, als Letzterer die Gefahr erkannte, die ihm durch den allzu selbstbewusst auftretenden Herzog Heinrich von Lothringen-Guise (1550–1588) erwachsen war: Zwar hatte Navarra in der Schlacht von Coutras am 22. Oktober 1587 einen beeindruckenden Sieg verbuchen können, was ihn für das Königtum zumindest vordergründig erneut bedrohlich machte,²¹³ doch ließ der sich weitaus brisanter verhaltende Guise im Anschluss an seine militärischen Erfolge, im Oktober 1587 in Vimory und im November desselben Jahres in Auneau, von den Bürgern von Paris als so etwas wie der eigentliche Herrscher feiern.²¹⁴ Ohnehin hatte Paris sich bereits seit der Neuformierung der Liga schrittweise im Zuge der Konstituierung

209 Ebd., 381, 396.

210 Ebd., 398–399.

211 Ebd., 401–402. Man hoffte, dadurch Navarra und Heinrich zu versöhnen, um beide verbündet gegen die Vertreter des Hauses Guise sowie die von ihnen bestimmte Liga in Position bringen zu können.

212 Jouanna (2017), 573, 584.

213 Vgl. Bardyn (2015), 416–417. Doch der Schein könnte trügen, denn – so argumentiert Bardyn – Navarra übernachtete am 23. Oktober 1587, also in der Nacht nach seinem Sieg, deshalb bei Montaigne, um eine geheime Abmachung zwischen ihm, Heinrich III. und Matignon zu kaschieren: Überraschenderweise hatte sich Matignon auf dem Schlachtfeld von Coutras verspätet, wodurch der dem König mittlerweile allzu ligistisch handelnde Anführer der katholischen Seite, der Herzog Anne de Joyeuse (1560–1587), den Tod fand – eine von Heinrich und Matignon bewusst geplante Falle, von der Navarra und Montaigne sehr wahrscheinlich wussten.

214 Vgl. Bardyn (2015), 420; Hinrichs (2008), 159.

einer bürgerlichen Front radikalisiert.²¹⁵ Neben öffentlich Brandreden haltenden Predigern, die gegen die Regentschaft Heinrichs III. wetteten und so die Stimmung maßgeblich aufheizten, erließ die Sorbonne am 16. Dezember 1587 einen feierlichen Beschluss, wonach das Volk das Recht habe, einen ihm nicht zusagenden König abzusetzen.²¹⁶ In dieser entfesselten Situation wachsender Anarchie kam der Wunsch Heinrichs nach einer Annäherung an Heinrich von Navarra auf, um sich mit ihm gegen die Guise und die Liga zu verbünden.²¹⁷ Daraufhin wurde natürlich erneut Montaigne dazu auserkoren, als Gesandter die Verhandlungen zwischen beiden Heinrichen zu führen, diesmal mit dem Ziel einer möglichen Kollaboration der beiden.²¹⁸ Nachdem er sich in dieser Mission am 24. Januar 1588 auf den Weg nach Paris gemacht hatte, wurde er jedoch mit seinen Begleitern im Wald von Villebois von einer Gruppe Banditen überfallen und die gesamte Reisegesellschaft ihres Geldes beraubt.²¹⁹ Erst nach einigen Tagen Gefangensetzung wurden Montaigne und seine Gefährten freigesetzt.²²⁰

Als Montaigne schließlich am 18. oder 19. Februar 1588 den Hof erreichte, erregte der weitestgehend unbekannte Gesandte Heinrich von Navarras großes Aufsehen und auch Neid, da seine Mission sowohl inländischen Höflingen als auch ausländischen Diplomaten bis dahin vollkommen verdeckt geblieben war und sein diplomatisches Geschick zwar gerühmt, zugleich aber das Gerücht verbreitet wurde, er dürfe nur deshalb diese diplomatische Rolle bekleiden, weil er der Geliebten Navarras, Corisande, derart nahestand.²²¹ Letztlich sollte Montaignes diplomatische Mission nicht von Erfolg gekrönt sein, doch war dies nicht etwa einem fehlenden Verhandlungsgeschick auf seiner Seite geschuldet, sondern erneut der brisanten politischen Situation.²²² Anschließend beaufsichtigte er die Drucklegung der um einen Band erweiterten Edition von *Les Essais* in Paris, erkrankte jedoch während der parallel zum Druckprozess ablaufenden handschriftlichen Korrekturarbeiten an den Druckfahnen so schwer, dass man ihn zunächst tot glaubte²²³ – ein Umstand, der für die Begegnung mit Marie de Gournay im Frühjahr 1588 von Bedeutung sein sollte. Denn als die junge Frau erfuhr, dass wider alle Gerüchte der von ihr so verehrte Urheber von *Les Essais* lebte, wagte sie kühn die Kontaktaufnahme:

215 Wie erwähnt war der sogenannte ›Rat der Sechzehn‹ (*Conseil des Seizes*) eingesetzt worden, der u.a. als administratives Organ ligistische Aktionen im gesamten Land koordinierte. Vgl. Jouanna (2017), 582.

216 Bardyn (2015), 421. Zwar reagierte Heinrich III. mit der Einberufung des *Parlement* und der theologischen Fakultät, beließ es jedoch bei einer scharfzüngigen Verwarnung, die allerdings seine Autorität und die des Königtums noch weiter schwächte. Drei Jahrzehnte zuvor hätte sein Vater Heinrich II. die Verantwortlichen hinrichten lassen – Heinrich III. selbst wagte dies nicht.

217 Ebd., 422.

218 Ebd., 423.

219 Ebd., 480–481.

220 »Il fut finalement relâché quand les brigands apprirent que Thoringy et Montaigne étaient en mission pour négocier un accord entre Henri III et Henri de Navarre. Le gibier capturé était un peu trop gros pour leurs filets et ils décidèrent de les laisser repartir sans demander de rançon.« Desan (2014), 481.

221 Bardyn (2015), 423–425.

222 Ebd.

223 Ebd., 425–427.

Montaigne erreichte im Sommer 1588, als er nach wie vor in Paris weilte, unvermittelt ein an ihn gerichtetes Billet von Seiten dieser ihm bis dahin vollkommen unbekannten jungen Frau, die sich mit ihrer Mutter in ihrer Geburtsstadt Paris aufhielt und seine Bekanntschaft zu machen wünschte. 1584,²²⁴ im Alter von 19 Jahren, war die aus verarmtem Adel stammende Marie de Gournay in der Bibliothek ihres verstorbenen Vaters auf eine Ausgabe der ersten beiden Bände von *Les Essais* des Jahres 1580 gestoßen.²²⁵ Die Lektüre des Werks, die sie neben ihren autodidaktischen Griechisch- und Lateinstudien sowie gegen den Willen ihrer Mutter unternahm,²²⁶ erweckten in ihr den Wunsch, nicht nur deren Urheber persönlich kennenzulernen, sondern auch mit ihm zu sprechen und sein Wohlwollen zu erringen.²²⁷ Bereits am Tag, der auf ihre Kontakthanfrage folgte – so heißt es zumindest in Marie de Gournays retrospektiver schriftlicher Schilderung in *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay* –, traf Montaigne sich mit ihr.²²⁸ Im Verlauf dieser ersten Begegnung unterbreitete er ihr den Vorschlag, eine Beziehung besonderer Natur einzugehen, und zwar jener ›zwischen Vater und Tochter‹, genauer: zwischen *père d'alliance* und *filles d'alliance*.²²⁹ Marie, die – so stellte sie es zumindest retrospektiv in der folgenden Passage dar – selbst an eine derartige *alliance* bereits nach der ersten Lektüre von *Les Essais* gedacht hatte, ging auf diesen Vorschlag Montaignes erfreut ein.²³⁰

[E]lle l'envoya saluer et lui déclarer l'estime qu'elle faisait de sa personne et de son Livre. Il la vint voir et remercier dès le lendemain, lui présentant l'affection et l'alliance de père à fille [Herv. d. Verf.]: ce qu'elle reçut avec tant plus d'applaudissement, de ce

224 Gournay (2002h): *Préface* » longue «, 280, Anm. D.

225 »Quelqu'un lui ayant montré la Grammaire Grecque, elle en apprit en peu de temps la Langue à peu près, puis négligea, trouvant le but de sa perfection plus éloigné qu'on ne lui figurait d'arrivée.« Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1862. Fogel (2004), 26–29, vermutet, bei dieser nicht näher bestimmten Lehrperson in puncto Griechisch habe es sich um Mariens Onkel väterlicherseits gehandelt, Louis le Jars (?–?), der selbst einen kurzen schriftstellerischen Erfolg mit seinem Stück *Lucelle* verbuchen konnte, das im März 1576 von Heinrich III. preisgekrönt worden war. Im Übrigen fungierte Louis le Jars ab 1578 als juristischer Vormund für die Kinder Jeanne de Hacquevilles, verheirateter le Jars, und somit auch für Marie. Er wird es auch gewesen sein, so Fogel, der Marie de Gournay auf *Les Essais* aufmerksam machte.

226 »Le père mourant jeune, laissa cette fille petite orpheline, mais sa mère lui dura jusqu'à près de vingt-cinq ans ; sous laquelle, à des heures pour la plupart dérobées, elle apprit les Lettres seule, et même le Latin sans Grammaire, et sans aide [...]. Et fit son étude ainsi, tant par l'aversion que sa mère apportait en telles choses, que parce que cette autorité maternelle l'emmena soudain après le trépas du père en Picardie, à Gournay, lieu reculé des commodités d'apprendre les Sciences par enseignement, ni par conférence.« Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1862.

227 »Environ les dix-huit ou dix-neuf ans cette fille lut *les Essais* [Herv. d. Verf.] par hasard : et bien qu'ils fussent nouveaux et sans nulle réputation encore ; qui put guider son jugement ; elles les mit non seulement à leur juste prix, trait fort difficile à faire en tel âge, étant un Siècle si peu suspect de porter de tel fruits ; mais elle commença de désirer la connaissance, communication et bienveillance de leur Auteur, plus que toutes les choses du monde.« Ebd., 1663.

228 Gournay (2002j): *Préface* » courte «, 280. Vgl. auch Desan (2014), 512.

229 Die Bedeutung von *alliance*-Beziehungen im 16. Jahrhundert im Allgemeinen sowie eine mögliche Einordnung dieser besonderen Verbindung zwischen Marie de Gournay und Montaigne werden in dieser Arbeit an anderer Stelle eruiert.

230 Ebd.

qu'elle admira la sympathie fatale du Génie de lui et d'elle ; s'étant de sa part promis en son cœur *une telle alliance de lui* [Herv. d. Verf.] depuis la première inspection de son Livre : et cela sur la proportion de leurs âges, et l'intention de leurs âmes et de leurs mœurs.

Indes entgleiste am 12. Mai 1588 die Situation in Paris und geriet zum ›Tag der Barrikaden‹, einem ligistischen Aufstand gegen den König unter Führung Heinrichs von Guise. Montaigne geriet in eine für ihn lebensgefährliche Lage, als er den aus der Stadt flüchtenden Heinrich III. nach Chartres und schließlich nach Rouen begleitete.²³¹ Als er im Juli 1588 nach Paris zurückkehrte, wurde er unter dem fadenscheinigen Grund einer angeblichen Veruntreuung festgenommen und in der Bastille eingekerkert:²³² eine prekäre, gar lebensbedrohliche Situation, aus der er zwar durch Intervention der Königinmutter Katharina von Medici bereits am gleichen Abend, allerdings aufgrund einer Erkrankung – wahrscheinlich Gicht – sehr geschwächt entlassen wurde.²³³

Im Übrigen sollte sich Paris noch bis 1594 als radikale Enklave im Königreich, versehen mit protorepublikanischen Organen und zeitweise geschützt durch spanische Truppen, gegen jegliche königliche Intervention stemmen.²³⁴ Montaigne, der nach dem Erlebnis der Einkerkierung in der Bastille seine politische Karriere endgültig beendete, kam sodann der Einladung seiner neuerkorenen *fille d'alliance* nach und besuchte sie und ihre Mutter auf dem Anwesen Gournay-sur-Aronde, in der Picardie. Nach diesem Besuch bei Marie de Gournay reiste Montaigne im Juli 1588 nach Blois, wo am 16. Oktober die Generalstände auf Geheiß von Heinrich III. tagten.²³⁵ Als Letzterem im Dezember 1588 zu Ohren kam, dass man einen Anschlag auf ihn plane, ließ er die Gebrüder Heinrich und Ludwig von Lothringen-Guise als Köpfe der Liga sowie weitere Ligisten ermorden, nachdem er sie an den Königshof von Blois bestellt hatte.²³⁶ Daraufhin radikalisierte sich die Situation insbesondere in Paris weiter, und Heinrich III. sowie Heinrich von Navarra belagerten die Stadt. Am 1. August 1589 wurde der König von dem Dominikanermönch Jacques Clément (1567–1589) mit mehreren Stichen tödlich verletzt.²³⁷ Auf dem Totenbett ließ Heinrich III. Navarra zu seinem Nachfolger ausrufen und die Anwesenden Treue auf den neuen König schwören, wobei er an diesen erneut appellierte, sich zum Katholizismus zu bekennen.²³⁸ Der 1592 dahingeschiedene Montaigne – er verstarb an einem Abszess im Rachen, der ihm in seinen letzten Tage das Sprechen unmöglich machte – wurde Heinrichs beginnender Herrschaft sowie seinem zunächst gescheiterten ersten

231 Ebd., 428–429.

232 »La fuite de Montaigne aux côtés de Henri III représente le paroxysme d'un engagement politique qui aurait pu coûter la vie à l'essayiste.« Desan (2014), 501.

233 Desan (2014), 502: »Cet embastillement laissa des traces et représente pour cette raison un moment décisif dans la carrière politique de Montaigne. [...] Paris était une cité dangereuse, acquise à l'extrémisme des Guise, et Montaigne ne fut peut-être jamais autant en danger. Un Gascon n'y avait pas sa place sans y risquer sa vie.«

234 Vgl. Hinrichs (2008), 159; zu Montaignes kurzfristiger Gefangennahme in der Bastille vgl. Bardyn (2015), 428–430.

235 Bardyn (2015), 440.

236 Ebd., 441.

237 Hinrichs (2008), 159–160.

238 Ebd.

Einmarsch in Paris 1590/91 noch gewahr. Dessen im Juli 1593 erfolgte Konversion, seinen nun letztlich siegreichen Einzug in Paris im März 1594 sowie das unter ihm erlassene Edikt von Nantes im Jahr 1598 sollte er allerdings nicht mehr erleben.²³⁹ Folglich verblieb Montaigne bis zu seinem Lebensende 1592 in der zweifelnden, nicht erlösten Ungewissheit, inwiefern seine Bemühungen im Dienste der Befriedung eines zerrütteten Frankreichs jemals in Frieden münden würden.

2.2 Marie de Gournay (1565–1645)

2.2.1 Marie de Gournay: Vom 16. ins 17. Jahrhundert

Heinrich IV. führte Frankreich zu neuer Prosperität, konnte nach dem durch ihn 1598 erlassenen Edikt von Nantes das Land jedoch nur kurzzeitig befrieden, bevor er 1610 infolge eines Mordanschlags versterben sollte – erstochen von dem religiösen Fanatiker François Ravaillac (1578–1610), hatte ihn somit tragischerweise dasselbe Schicksal ereilt wie seinen Vorgänger Heinrich III. im Jahr 1589.²⁴⁰ Bis dahin avancierte Montaignes ›Wahltochter‹ Marie de Gournay zu einer von Heinrich gerne bei Hofe empfangenen Zeugin seiner Herrschaft sowie *protégée* seines verstorbenen Vertrauten Montaigne.²⁴¹ Unter anderem wurde sie auch für seine ehemalige Frau, Margarete von Valois – ›Margot‹ –, als Bibliothekarin tätig und gehörte zum engen Kreis der Geladenen in deren zwischen 1605 bis 1615 im Pariser Hôtel de Sens abgehaltenen Salon.²⁴² Im Anschluss an den gewaltsamen Tod Heinrichs widmete Marie de Gournay eine Schrift, von der noch die Rede sein wird, dessen Witwe Maria von Medici (1575–1642).

Durch ihren verstorbenen Mann vor seinem geplanten, doch nicht mehr realisierten Kriegszug gegen die Spanischen Niederlande²⁴³ zur Regentin ernannt, übte Maria für ihren Sohn Ludwig XIII. (1601–1643) bis zu dessen Volljährigkeitserklärung 1614 die Regierungsgeschäfte aus.²⁴⁴ Aufgrund der seit dem Tod Heinrichs IV. geschwächten Position des Königums flammten die konfessionellen Gegensätze wieder auf, was insbesondere an der 15-monatigen Belagerung der protestantischen Festung La Rochelle 1627/28

239 Vgl. zur Übersicht Hinrichs (2008), 160–164. Heinrich war zunächst vom Papst exkommuniziert worden und erhielt erst nach seiner Konversion päpstliche Absolution. Paris war erst fest in der Hand der Liga, wo Heinrich einen Monat nach seiner am 27. Februar 1594 erfolgten Krönung als nunmehr katholischer Heinrich IV. einziehen konnte.

240 Hinrichs (2008), 162–163; Grimm (2005), 60–61.

241 Marie de Gournay sollte aufs Schärfste die Scheinheiligkeit bei Hofe sowie die üble Nachrede (*calomnie*) unter den Höflingen geißeln, die nicht zuletzt sie als Zielscheibe hatten. Vgl. Franchetti (2002), 93. Nicht zufällig wurden mehrere von ihr zwischen 1610 und 1634 verfasste Texte unter dem Titel *Textes relatifs à la calomnie* von Constant Venesoen subsumiert und 1998 in einer kritischen Gesamtausgabe herausgegeben, wobei sie selbst diese Schriften nicht auf diese Weise zusammengefasst hatte; vgl. Gournay (1998).

242 Vgl. Devincenzo (2002), 90; Viennot (1993), 219.

243 Heinrich plante eine militärische Expedition in die Niederlande zugunsten der reformierten Fürsten im Heiligen Römischen Reich und gegen das habsburgische Spanien. Vgl. Hinrichs (2008), 169–171.

244 Ebd., 173.

ersichtlich wurde.²⁴⁵ Aufgrund ihrer unklugen Herrschaftspolitik, die insbesondere auf die allzu deutliche Förderung ihres italienischen Beraters Concini (1569–1617) zurückzuführen war, hatte Maria mit zahlreichen innenpolitischen Herausforderungen und Wirren zu kämpfen.²⁴⁶ Dennoch gilt ihre Regierungszeit als in doppelter Weise wichtige Übergangsphase, und zwar sowohl hinsichtlich des Staatsbildungsprozesses als auch mit Blick auf die königlich-höfische Patronagepolitik.²⁴⁷ Ab der im Jahr 1624 erfolgten Ernennung Kardinal Richelieus wurde der Absolutheitsanspruch der französischen Krone unter Zurückdrängung adeliger Machtbestrebungen konsolidiert²⁴⁸ und der Katholizismus unter Aushöhlung der vormaligen Zugeständnisse an den Protestantismus gestärkt, insbesondere mit dem Edikt von Alès 1629²⁴⁹. Zum Ausgangspunkt der Führungsstellung Frankreichs in Europa wurde das Eingreifen Richelieus in den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648).²⁵⁰

Im Übrigen sollte Richelieu einer der wohl wichtigsten Gönner Marie de Gournays werden – allerdings war er es auch, der dafür sorgte, dass sie der 1634 gegründeten *Académie française* nicht angehören durfte, obgleich die ersten Treffen zu dieser später zur Lenkung der Sprachpolitik ausgebauten Institution unter maßgeblicher Beteiligung Marie de Gournays stattgefunden hatten.²⁵¹ Im Haus des Literaten Valentin Conrart (1603–1675) in der Pariser Rue Saint Martin versammelten sich zunächst neun Gäste sowie in anderen Zirkeln der Stadt zahlreiche Poeten und Schriftsteller, um über Sprache und Literatur zu diskutieren, wobei anzunehmen ist, dass aus jenen Zirkeln, die lediglich mit Männern besetzt waren, namenhafte Vertreter, so etwa der mit Marie de Gournay befreundete Abbé Michel de Marolles (1600–1681),²⁵² auch in Maries Domizil in der Rue St. Honoré anlässlich gelehrter Zusammenkünfte ein- und ausgingen.²⁵³ Sie selbst diskutierte wohl am hitzigsten die neuen Vorschläge für Sprachreformen.²⁵⁴ Als Richelieu durch den bei den Treffen um den erwähnten Conrart ebenfalls regelmäßig

245 Hinrichs (2008), 172, 175; Grimm (2005), 61.

246 Hinrichs (2008), 172.

247 Vgl. Mallick (2016), 25.

248 Hinrichs (2008), 174–180.

249 Jegliche politisch-militärische Eigenständigkeit wurde den Hugenotten damit verwehrt. Vgl. Mallick (2016), 54; Hinrichs (2008), 172; Grimm (2005), 62.

250 Hinrichs (2008), 176–177.

251 Vgl. dazu Ilsley (1963), insbesondere Kapitel XV (»The French Academy: Origins and foundations«, 217–231) sowie 132ff., 154–165, 191; zur Übersicht allgemeine Ausführungen bei Grimm (2005), 115–117.

252 Vgl. Ilsley (1963), 223–224ff.

253 Näheres hierzu ebd., 229.

254 Vgl. hierzu die Bemerkung von Ilsley (1963), 132: »The hero of the strife was, of course, Malherbe. It would be a wholly false simplification to say that this was a duel. It was a conflict of ideas on a wide scale involving many of the best minds of the time and more than one generation. But, as Brunot says, no one brought to the conflict more ardor than Marie de Gournay [Herv. d. Verf.]. In the salons, in small private gatherings and in the groups out of which was later to develop the *Académie Française*, the need for a reform in the language was the subject of long and heated discussions. There was a rather general conviction that the periods preceding the seventeenth century were uncultured. [...] The French language, according to these reformers, was in a pitiful state [...]. We are chiefly concerned here with Mlle de Gournay's stand in the conflict and her contribution to the evolving concept of poetry and language. But we must avoid the temptation to

anwesenden Geistlichen und Dichter Abbé François Le Métel de Boisrobert (1592–1662) davon erfuhr, dem dies wiederum durch Nicolas Faret (um 1596/1600–1646) zugetragen worden war, schlug er die Verlegung dieser Zusammenkünfte in das Haus des ihm nahestehenden Dramatikers Jean Desmarets de Saint-Sorlin (1595–1676) vor.²⁵⁵ Hieraus erwuchs schließlich die Institutionalisierung der Gruppe, indem sie nämlich, ebenfalls auf Betreiben Richelieus, als sogenannte *Académie française* mit vierzig von jenem höchstselbst ernannten, wohlgerneht allein männlichen Mitgliedern, der französischen Sprache Regeln und Vorschriften geben sollte.²⁵⁶ Es sollte dies der Beginn einer staatlich gelenkten Kulturpolitik sein, die insbesondere unter dem zur Zeit von Richelieus Nachfolger Jules Mazarin (1602–1661) wirkenden Finanzminister Jean-Baptiste Colbert (1619–1683) zunehmend »auf Gleichschaltung und Kontrolle«²⁵⁷ bedacht war. Den Tod Ludwigs XIII. 1643 sowie die Interimsregierung Anna von Österreichs (1601–1666) für ihren minderjährigen Sohn Ludwig XIV. (1638–1715), die sie zusammen mit Kardinal Mazarin ausübte,²⁵⁸ sollte Marie de Gournay noch miterleben, jedoch nicht mehr die 1648 einsetzende *Fronde* und somit das letztmalige Aufbäumen von Adel und Bürgertum gegen die königliche Herrschaftsgewalt bis 1653.²⁵⁹ Erst mit dem Regierungsantritt des ›Sonnenkönigs‹ Ludwig XIV. und nach Ende der *Fronde* sollte die französische Monarchie innenpolitisch als absolutistisch auftreten und außenpolitisch zur Hegemonialmacht Europas aufsteigen können.²⁶⁰

Bei der Einschätzung des Lebens- und Schaffensweges Marie de Gournays muss stets eine Dualität in ihrem Werdegang berücksichtigt werden, die aus zwei sich verschränkenden Tätigkeitsbereichen erwuchs: Hatte die junge Frau ab 1595 endgültig einen für ihre Zeit außergewöhnlichen Weg als Herausgeberin von *Les Essais* beschritten, schlug sie parallel hierzu eine ebenso erstaunliche Karriere als eigenständige *femme de lettres* ein, und zwar bereits 1594 mit der Veröffentlichung ihres ersten, zudem Montaigne gewidmeten Romans *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*. An anderer Stelle werden Marie de Gournays Schriften und ihr Gesamtwerk noch eingehender beleuchtet werden, doch sei einstweilen betont, dass sie im Laufe ihres Lebens tausende Seiten von Text unterschiedlichster Gattungen verfassen und publizieren sollte – dazu gehören Gedichte und alphilologische Übersetzungen ebenso wie Erziehungsschriften, moralische Schriften und Gelegenheitsschriften, übersetzungstheoretische und sprachpolitische Abhandlungen

oversimplify a very complex situation by giving the impression that she stood almost alone as a defender of the past against the modernists and the purists [Herv. d. Verf.].«

255 Vgl. dazu Grimm (2005), 115–117, der u.a. herausstellt, dass mit der Gründung der *Académie française* auf Betreiben Richelieus »Sprachpflege [...] zu Sprachpolitik [mutierte].« (Ebd., 115)

256 Ebd.; vgl. außerdem zum Sprachabsolutismus unter Richelieu, seinen Folgen sowie oppositionellen Tendenzen ebd., besonders 120–122.

257 So die Formulierung bei Grimm (2005), 134. Vgl. ebd., 130, zur sich im Jahr 1663 um Colbert konstituierenden sogenannten »Petite Académie« – bestehend aus vier Personen, die auch der *Académie française* angehörten u.a. deren Gründungsmitglied und ›Graue Eminenz‹ Jean Chapelain.

258 Hinrichs (2008), 172.

259 Ebd., 180–182.

260 Hinrichs (2008), 187.

gen sowie emanzipatorische Pamphlete und Streitschriften.²⁶¹ Somit ist auch aus einer sozialgeschichtlichen Perspektive Marie de Gournays Werdegang bereits ohne ihren Status als *filles d'alliance* Montaignes außergewöhnlich, denn sie stammte aus einer verarmten Adelsfamilie, die ihr im Verlags- und Buchgewerbe keine Unterstützung bieten konnte: Zu dem Zeitpunkt, als sie mit der Publikation ihrer Werke begann, war sie Vollwaise und musste sich um einige ihrer jüngeren Geschwister kümmern. Trotz dieser Herausforderungen war sie nicht nur als Verlegerin und, um eine neuzeitliche Bezeichnung heranzuziehen, als eine Art Lektorin für *Les Essais* tätig. Auch brachte sie unter ihrem Namen eigenständig ihre selbst verfassten Werke heraus. Damit nahm sie auch in der Gruppe der im Buchsektor tätigen Damen eine herausragende Stellung ein, unter denen sich bereits ab 1550 publizierende, jedoch nicht auch gleichzeitig eigene Texte schreibende und unter ihrem eigenen Namen veröffentlichende Frauen finden.²⁶²

Marie de Gournays Wirken fällt mit dem späten 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert in eine Umbruchzeit, die nicht erst im 19. Jahrhundert mit Jacob Burckhardt zur strahlenden Wiederentdeckung der Antike stilisiert wurde, sondern bereits Zeitgenossen wie Francesco Petrarca (1304–1374) und Giorgio Vasari (1511–1574) als Kontrastprogramm zu einem als rückständig und ›dunkel‹ empfundenen Mittelalter galt. Was allerdings die Stellung von Frauen in jener Zeit angeht, setzte, unter Ausblendung der von Burckhardt gemachten Einschränkungen, eine missverstandene Rezeption dieses Gleichheitspostulats Burckhardts ein: Die Renaissance wurde stilisiert zu »eine[r] Zeit der Frau [...], in der sich für sie erstmals die Perspektiven einer geistigen und künstlerischen Gleichstellung abzuzeichnen beginnen«.²⁶³ Jenes Diktum der vermeintlichen Gleichstellung sowie das Bild einer ›lichtdurchfluteten‹ Renaissance auch für Frauen konnte jedoch durch die Arbeiten der amerikanischen Frühneuzeithistorikerin Joan Kelly-Gadol in den 1970er und 1980er Jahren hinterfragt werden:²⁶⁴ Das klare ›Nein‹, das sie selbst als Antwort auf ihre zuvor in dieser Form nie gestellte Frage formulierte, ob Frauen eine Renaissance gehabt hätten, führte zu regen Forschungsdiskussionen und auch Revidierungen ihrer These:²⁶⁵ So etwa stellt Éliane Viennot fest, dass Kellys Frage letztendlich mit einem ›Ja‹ oder zumindest mit einem ›Ja, aber ...‹ beantwortet werden

261 Vgl. zur Übersicht die einleitenden Essays im ersten Band der zweibändigen Gesamtausgabe ihrer Werke: Gournay (2002), 10–108.

262 Vgl. dazu und zu Verlegerinnen in der Frühen Neuzeit in Frankreich Viennot (2020), 330–335, sowie Zimmermann (2005), 96–105.

263 Ich übernehme hier im Wortlaut eine Formulierung aus meinem 2019 veröffentlichten Online-Beitrag zu den Renaissance-Künstlerinnen Sofonisba Anguissola (ca. 1531/32–1625) und Lavinia Fontana (1552–1614); vgl. Witt (2019). Das Zitat stammt aus Hess (1988).

264 Mit »Did Women Have A Renaissance?« (1977) und »Early Feminist Theory and the Querelle des Femmes, 1400–1789« (1985) führte Kelly-Gadol den Begriff *Querelle des Femmes* in der amerikanischen Forschung ein und schuf erstmals ein Bewusstsein für historiographische Periodisierungen, die herkömmlicherweise Frauengeschichte nicht berücksichtigen. Mit der erstgenannten Arbeit ging sie bereits 1977 der elektrisierenden Überlegung nach, ob Frauen überhaupt die sprichwörtliche Renaissance in der Epoche der Renaissance erlebten.

265 Nichtsdestotrotz ist Kelly der grundlegende Anstoß zu verdanken, die Hinterfragung herkömmlicher historischer Periodisierungen mittels des Blickes auf die Geschichte(n) von Frauen eingeleitet zu haben.

sollte.²⁶⁶ Denn ab 1530 veränderte der Buchdruck die Sichtbarkeit schreibender Frauen, sodass Viennot gar von einem neuen Frauen-Typus spricht:²⁶⁷ Zwischen 1549 und 1615 veröffentlichten rund 50 schreibende Frauen ihre Werke und damit deutlich mehr Schriftstellerinnen als noch im Mittelalter, wobei allerdings der Großteil dieser Damen von adeligem oder hochadeligem Stand war.²⁶⁸ Auch das Tätigwerden von Frauen im Buch- und Verlagsgewerbe stieg im 16. Jahrhundert beträchtlich an, und meist waren Witwen »Bücher-Frauen«, wie Margarete Zimmermann sie nennt.²⁶⁹ Allerdings muss auch hier herausgestellt werden, dass es sich dabei größtenteils um Frauen handelte, die über familiäre Beziehungen den Kontakt zur verlegerischen Tätigkeit erhalten hatten,²⁷⁰ sei es, dass sie Witwen oder leibliche Erbinen von Buchhändlern waren, sei es, dass sie aufgrund von Todesfällen in der Familie die Werke ihrer verstorbenen Väter oder Brüder herausbrachten.²⁷¹ Wohl deshalb bezeichnet Éliane Viennot diese verlegerisch Tätigen als »Rand-Schriftstellerinnen«.²⁷² Hierzu zählt sie auch jene Frauen, die zwar nicht als Verlegerinnen arbeiteten, jedoch eigene Schriften veröffentlichen konnten, dies wohlgemerkt jedoch nur im Anhang von Werken von Männern.²⁷³ Zudem blieben zahlreiche Schriften von Frauen ungedruckt, was nicht allein dem sozialen Druck zuzuschreiben ist, dem publizierende Frauen ausgesetzt waren.²⁷⁴ Auch ließen viele Autorinnen ihre Werke ganz bewusst noch nicht drucken, da sie den Kostenaufwand scheuten oder die Vorteile dieser technischen Neuerung nicht sahen. Dennoch bestand bereits vor Marie de Gournays Erscheinen auf der literarischen Bühne ein – wenn auch kleiner – Kreis literarisch freischaffender Frauen, die ihre Werke publizieren ließen: Von den Lyoneser Dichterinnen Louise Labé und Pernette du Guillet (um 1520–1545) über das bürgerliche Mutter-Tochter-Gespann aus Poitiers, Madeleine und Catherine Des Roches, von dem in dieser Arbeit noch die Rede sein wird, und die Pariser Hebamme Louise Bourgeois (1563–1636) bis hin zur burgundischen Geistlichen Jeanne-Charlotte de Bréchard (um 1580–1637).²⁷⁵ Vorreiterinnen für diese Frauen waren neben Christine

266 »À la question que posait Joan Kelly en 1980 [...], la réponse semble donc finalement : oui. Ou plutôt, oui mais.« Viennot (2020), 432.

267 »Si l'offensive contre l'accès des femmes aux bénéfices des « temps modernes » parvient à maintenir la plus grande partie d'entre elles dans des positions subalternes, les éléments qui vont dans le sens opposé sont suffisamment fort pour provoquer, dès les années 1530, la naissance d'une espèce nouvelle : celle des femmes qui écrivent et qui publient leurs œuvres. [...] La naissance de cette espèce nouvelle doit évidemment tout à l'imprimerie.« Viennot (2020), 325–326. Vgl. dazu außerdem ebd., 432–434.

268 Vgl. Viennot (2020), 328–329. 1549 ist das Todesjahr Marguerite de Navarres, 1615 jenes Marguerite de Valois'.

269 Zimmermann (2005), 98.

270 Vgl. dazu und zum Folgenden Viennot (2020), 331.

271 Ebd.

272 Ebd.

273 »Le plus gros contingent de ces « écrivaines de marge » est toutefois constitué de celles dont on connaît quelques textes grâce à leur présence dans des volumes d'autres auteurs ou dans des recueils collectifs.« Ebd.

274 Ebd., 328.

275 Ebd., 329.

de Pizan zunächst aus dem Hochadel stammende Frauen, allen voran Margarete von Österreich (1480–1530), Anne de France (1461–1522) sowie Margarete von Navarra.²⁷⁶

Was die Literatur des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen anbelangt, ließ sich das Bemühen, einer noch nie dagewesenen politisch-gesellschaftlichen Komplexität Herr zu werden, auch an neuen literarisch-künstlerischen Ausdrucksformen wie manieristischen und barocken Stilen ablesen.²⁷⁷ Vor diesem Hintergrund ist es jedoch fraglich, inwiefern die Hybridität des Œuvres Marie de Gournays sie als Barockautorin qualifiziert: Zwar ist es treffend festzustellen, dass sie »in einer Zeit [lebte], in der sich tiefgreifende und langfristig wirkende epistemologische und gesellschaftliche Umbrüche anzubahnen beginnen«,²⁷⁸ und dass sie somit unmittelbar an einem jener Strukturbrüche zu situieren ist, die Michel Foucault in seiner *Ordnung der Dinge* für die erste Hälfte des 17. Jahrhundert im Hinblick auf die Episteme konstatiert.²⁷⁹ Allerdings ist sie mit ihrem Werk geistesgeschichtlich mehr im 16. als im 17. Jahrhundert zu verorten, wie im Folgenden deutlich werden wird und woraus sich eine Diskrepanz ergibt – eine Diskrepanz zwischen der literaturgeschichtlichen Einordnung einerseits, die retrospektiv für die bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hineinragende Marie de Gournay angelegt wird, und ihren sprachpolitischen Überzeugungen andererseits, die auf ein Eigenverständnis hindeuten, das mit einer dem 17. Jahrhundert nicht mehr geläufigen Orientierung an der Antike einherging und mit ihrer Sprach- und Dichtungskonzeption zusammenhängt.²⁸⁰

Hierbei sollte nicht unerwähnt bleiben, dass Marie de Gournay auch über diese beiden Themenfelder hinaus als charakterstarke sowie häufig auch starrsinnig wirkende Persönlichkeit auffiel, deren autoritäres Auftreten oftmals in unvorteilhafter Weise die Qualität ihrer Werke überschattete.²⁸¹ Herkömmlichen literarischen Periodisierungen folgend steht das 17. Jahrhundert in Frankreich mit seiner Bezeichnung als *siècle classique*

276 Vgl. zu ihren Werken Viennot (2020), 326–328f.

277 Vgl. Desan (1991a), 2.

278 Brink (2015), 117.

279 Vgl. dazu erneut ebd.

280 »A l'époque où l'astre de Malherbe brille de tout son éclat, la fille adoptive de Montaigne se fait un devoir de perpétuer l'idéal de la Pléiade [...]«. Thomine (2002), 44. Vgl. dazu außerdem Worth-Stylianou (2002) sowie Kroll (2000). Marie de Gournay setzte sich in ihren sprachpolitischen Traktaten beherzt für die Rehabilitation der von den Sprachreformern um Malherbe abgelehnten Latinismen, Archaismen und Regionalismen ein. Zudem verteidigte sie die Vielfalt der Metaphernbildung sowie die Beibehaltung von Diminutiven. Allerdings wird bei den genannten Autorinnen differenziert herausgestellt, dass Marie de Gournay zum einen sprachliche Neuerungen nicht per se ablehnte – sondern lediglich die allzu großen Einschnitte, welche die Sprachpuristen planten. Des Weiteren war sie bei ihrem Kampf gegen den Sprachpurismus nicht allein, sondern Zeitgenossen wie etwa Jean-Pierre Camus und La Mothe Le Vayer pflichteten ihr bei; vgl. Thomine (2002), 45.

281 »[U]ne attitude positivement archaïsante qui contribue à un isolement idéologique, esthétique et social malgré une existence intense et un réseau de relations très étendu, une personnalité autoritaire qu'ont bien connue ses contemporains et qui s'exprime dans une prose complexe, bien souvent ironique et provocatrice. La demoiselle de Gournay a parfaitement su provoquer une exaspération mêlée d'amusement et son fort caractère a comme obnubilé ses rares lecteurs, aux dépens de ses œuvres mêmes.« Arnould (2002), 10.

– in deutscher, wenn auch nicht unproblematischer Begriffsbildung ›Klassik‹ genannt
 – für die Produktion vorbildhafter Höhenkammliteratur insbesondere im Bereich der Dramatik, die in den Dienst des (vor-)absolutistischen Staates unter der von Richelieu angeregten *Académie française* gestellt wurde, wobei die *doctrine classique* eine strenge Regelmäßigkeit der Kunstproduktion ebenso gewährleisten sollte, wie Malherbes Normierungsvorschläge und Claude Favre de Vaugelas' (1585–1650) *bon usage* die Vorbildhaftigkeit der französischen Sprache zu regulieren gedachten.²⁸² Somit ist Marie de Gournay nicht der französischen Klassik in der hier skizzierten Ausprägung vorbildhafter Kulturproduktion zuzuordnen, deren Blüte im Sinne eines verfeinerten Epochenschnitts ohnehin erst mit der Alleinherrschaft Ludwigs XIV. im Jahr 1661 und damit nach ihrem Ableben angesetzt wird.²⁸³ Einer solchen Einordnung entgegen stehen ihr oftmals vehementes Eintreten für aus Sicht ihrer Zeitgenossen antiquierte Wörtern sowie ihre Opposition zu Malherbe und dessen Sprachpurismus, insbesondere jedoch ihre zeitlebens geleistete Verteidigung Montaignes sowie seines Werks – im 17. Jahrhundert waren *Les Essais* sprachlich sowie stilistisch weitestgehend aus der Mode gekommen.

Jedenfalls empfehlen die vorgenannten Aspekte Marie de Gournay keineswegs, sie als klassische Autorin einzuordnen. Hierfür möchte ich drei weitere Argumente anführen, die sich auf Marie de Gournays Tätigkeit als Übersetzerin und Verteidigerin von aus Sicht ihrer Zeitgenossen ›veralteten‹ Autoren beziehen: Erstens wurde in Marie de Gournays Verbundenheit mit den Dichtern der *Pléiade* sowie mit Montaignes Werk auch ihre Liebe für die Geistesgrößen der Antike ersichtlich, denn sie versuchte sich teilweise an deren Übersetzung, so etwa an Auszügen aus Vergils *Aeneis*.²⁸⁴ Zweitens sperrte sich Marie de Gournay zwar nicht vollständig sprachlichen und stilistischen Anpassungen, doch mussten sie ihrem Empfinden nach moderat genug ausfallen, um die ihr so bedeutenden Autoren des 16. Jahrhunderts über den Verlauf der Jahrhunderte hinweg vor dem Verfall und der Vergessenheit zu bewahren.²⁸⁵ Und schließlich stellt sich Marie de Gournay am Ende des dritten Traktats ihrer insgesamt drei Teile umfassenden sprachpolitischen Abhandlung *Défense de la Poésie et du langage des Poètes* als Verteidigerin der *antique et légitime Poésie* dar, womit sie erneut als Advokatin der Lyrik der *Pléiade* auftritt.²⁸⁶

Me puis-je trop bander sur la revanche de l'antique et légitime Poésie, contre de si furieuses agressions de la nouvelle [Poésie], sa parricide fille, qu'elles [sic!] mettent cette illustre mère en péril de naufrage, sans répéter qu'elles y mettent aussi l'Oraison ? Je serais heureuse et fine, Lecteur, si je te pouvais induire d'aimer l'Antiquité :

282 Vgl. Hartwig/Stenzel (2007), 24–25, 144–160, besonders 144–145.

283 Vgl. zur Periodisierung der Klassik Grimm (2005), 1–11.

284 Eine der ersten Auflagen ihres Romans *Le Proumenoir de Montaigne* enthielt eine vollständige Übersetzung des zweiten Buches der *Aeneis* ins Französische. Vgl. dazu den Kommentar von Kallendorf (2020), 85f.

285 »Gournay shows her sense that we have a responsibility toward language, to tend it and care for it. She accepts changes in usage that build on the past, but not those that tear it down.« Bauschatz (1991), 280. Vgl. zu ihren sprachpolitischen Ansichten auch Ilsley (1963), 145–165; Noiset (2004), 119–148.

286 Gournay (2002ff): *Défense de la Poésie. Troisième Traité*, 1200.

puis qu'étant moi-même de cette date, j'espérais te grapiller parmi le marché quelque parcelle en ta bonne grâce.

Zu dieser Stelle kommentiert Cathleen M. Bauschatz, dass Marie de Gournay sich auch deshalb selbst zu den *anciens* gezählt habe, da sie sich von der von ihr selbst gewählten Metapher der vatermörderischer ›Tochter‹ abgesetzt habe: Als ebensolche werde nämlich die ›neue Dichtung‹ dargestellt, die ihre ›Eltern‹ – die antike Poetik und Rhetorik – ermordet habe, wohingegen sie selbst, als *fille d'alliance* Montaignes, dies eben nicht tue, sondern vielmehr die *anciens* bewahre.²⁸⁷ Dass mit diesen jedoch nicht nur die Dichter der *Pléiade*, sondern auch jene der Antike gemeint sind, zeigt sich in der die Passage eröffnenden Bemerkung: Sich direkt an die Leserin und den Leser wendend, schreibt Marie de Gournay, sie würde sich freuen, wenn sie ihr oder ihm die Antike näherbringen könnte, denn sie gehöre schließlich selbst zu diesem Datum. Vor diesem Hintergrund wäre Marie de Gournay somit als späte Vertreterin der französischen Renaissance einzustufen. Aus einer literaturgeschichtlichen Warte wird sie indes oftmals als Barockautorin bezeichnet oder gar zwischen Barock und Preziosität situiert.²⁸⁸

Zieht man allerdings die philosophiegeschichtliche Binnenperiodisierung für den Humanismus heran, so weist Joachim Landwehr für den Zeitraum 1550–1600/1630 darauf hin, dass er als Späthumanismus zu bezeichnen sei und lange als frühe Phase des Barock gegolten habe.²⁸⁹ Mit dem aus der Kunstgeschichte für die Literaturgeschichte entlehnten Terminus ›Barock‹ werden all jene Literaturproduktionen im Frankreich des 17. Jahrhunderts herausgestellt, die eben nicht der dem *siècle classique* für gewöhnlich zugeschriebenen strengen Regelmäßigkeit entsprechen, sondern im Gegenteil von überraschender bis hin zu exzentrischer Doppeldeutigkeit, Flüchtigkeit, Vergänglichkeitsbewusstsein und dem Spiel mit dem Trügerischen geprägt waren.²⁹⁰ Dies wird durch die Herleitung des Begriffs vom portugiesischen Wort *barocco* verdeutlicht, das eine unregelmäßig geformte Perle bezeichnet.²⁹¹ Problematisch ist ›Barock‹ jedoch insbesondere für diese Arbeit, da sich der Terminus zwar zur Abgrenzung ›vorklassischer‹ Literaturphänomene eignet, allerdings dadurch notwendig an die Klassik gebunden bleibt²⁹² und somit Marie de Gournays dargestellter Orientierung an den Autoren und Schriftproduktionen des 16. Jahrhunderts nicht gerecht wird. Mit Blick auf das außerdem für diese Zeit als Begriff im Raum stehende Phänomen der *préciosité* konstatiert Renate Bader, dass eines der unbestrittenen Charakteristika des Preziösentums die Besinnung der Frau auf neue

287 »Gournay defends the ancients, and also explains why she is such a strong defender – she herself is ancient! Interestingly, we see modern poetry represented here as a female ›sa parricide fille‹ – who has killed her parents, ancient poetry and rhetoric. Gournay, on the other hand, ›covenant daughter of Montaigne‹ (›fille d'alliance de Montaigne‹), defends and supports her literary ancestors.« Bauschatz (1991), 280.

288 Vgl. dazu exemplarisch Renate Krolls (2000) Beitrag »Deffence de la Poésie zwischen Barock und Preziosität. Gournay, Longueville, Scudéry«.

289 Landwehr (2014), XI.

290 Vgl. zur Diskussion des Barockbegriffs Grimm (2005), 150–157, besonders 150–154.

291 Ebd.

292 Vgl. Grimm (2005), 151.

und selbstbestimmte Leitwerte des Weiblichen war, allerdings frauenapologetische Texte des 17. Jahrhunderts – zu denen sie neben jenen Poullain de La Barres (1647–1723) auch die von Marie de Gournay zählt – nicht immer auch preziose Texte gewesen seien.²⁹³ Allerdings weisen Marie de Gournays hier als frauenapologetische Texte bezeichnete Kontributionen zur *Querelle des Femmes* ohnehin Alleinstellungsmerkmale auf, die sie, worauf zurückzukommen sein wird, innerhalb jener Geschlechterdebatte herausheben. Zudem wurde inzwischen festgestellt, dass es ein homogenes Präziosentum als eine historisch und sozial klar identifizierbare Bewegung ohnehin niemals gegeben hat²⁹⁴ und der Terminus zwischenzeitlich durch ›Galanterie‹ zu ersetzen ist.²⁹⁵ Im Übrigen wurde, wie einleitend kurz erwähnt, für Marie de Gournay in der Forschungsliteratur auch diskutiert, inwiefern sie der Geistesströmung des *libertinage* zuzurechnen sei und Einfluss auf ihren engen Freund, den libertinen Denker und Erzieher François de La Mothe Le Vayer, sowie andere libertine Autoren ausgeübt habe.²⁹⁶ Jene lassen sich retrospektiv dem *libertinage érudit* zurechnen, wobei die antike Skepsis und ihre Vermittlung durch *Les Essais* für die Vertreter dieser geistesgeschichtlichen Strömung zentral war.²⁹⁷

Aus dem Vorstehenden lässt sich ableiten, dass weder die Bezeichnung ›Späthumanistin‹ noch jene der ›Barockautorin‹ der besonderen Stellung Marie de Gournays in der Literaturgeschichte adäquat Rechnung zu tragen vermag, zumal diesen Termini retrospektive und somit nicht zeitgenössische Konzepte zugrunde liegen. Nicht nur anachronistische Begrifflichkeiten, sondern auch ein allzu limitierter Fokus auf lediglich bestimmte Aspekte von Marie de Gournays Werk führen zu einer beschränkten Sicht auf ihren geistigen Nachlass: Hartnäckig scheint sich die Forschungstradition zu halten, die den Fokus auf ihre Tätigkeit als Herausgeberin von *Les Essais* oder ihr emanzipatorisches Auftreten und ihre Traktate zur Gleichheit der Geschlechter gerichtet hält, andere ihrer Schriften aber wenig bis kaum bespricht, obgleich Bemühungen einer differenzierteren Leseart ihres Gesamtwerks in den letzten Jahrzehnten zugenommen haben.²⁹⁸ Zwar sind ihre Herausgeberschaft und ihr Eintreten für emanzipatorische Fragen – insbesondere in Bezug auf Frauenbildung – nach wie vor wichtige Gesichtspunkte ihres geistigen Nachlasses. Allerdings werden allein sie der schillernden Marie de Gournay, die bereits zu Lebzeiten sehr kontrovers gesehen, doch auch vielfach geschätzt wurde, nicht gerecht. Folglich

293 Bader (1986), 98.

294 Grimm/Hartwig (⁶2014), 180.

295 Vgl. Grimm (2005), 151.

296 Vgl. zu dieser Hypothese insbesondere Dotoli (2001), 68, auf die noch zu sprechen kommen sein wird. Marie de Gournays Verbindung zu La Mothe Le Vayer und den libertinen Kreisen ihrer Zeit wird im Abschlusskapitel dieser Arbeit dargelegt.

297 Vgl. für Grundlegendes zur intellektuellen Strömung des *libertinage* bzw. *libertinage érudit* Grimm (2005), 82–87.

298 »Si l'on écarte quelques utilisations idéologiques tant furieuses que comiques, Marie de Gournay a été abondamment citée et sérieusement commentée : elle jouit maintenant d'une réception très contrastée mais sans équivoque qui a établi la force de sa personnalité et l'aridité inévitable de ses écrits, qui ne vaudraient que lorsqu'elle revêt l'armure de champion du féminisme ou, au mieux, lorsque, pour ses Préfaces aux *Essais*, elle apparaît dans la lumière de Montaigne.« Arnould (2002), 10.

bedarf es einer differenzierten Betrachtung Marie de Gournays im Kontext ihrer Zeit, wobei nicht nur ihrer Tätigkeit als Herausgeberin, sondern auch der großen Bandbreite eigener Schriften Rechnung getragen werden sollte.

2.2.2 Von der Leserin der *Essais* zur *fille d'alliance*

Mit ihrem Willen zur autodidaktischen Bildung und ihrer profunden Kenntnis des Werks Montaignes, das sie nach jahrelanger und wiederholter Lektüre auswendig zu kennen schien, nahm Marie de Gournay ihren neuen ›Ziehvater‹ in kürzester Zeit derart für sich ein, dass er nach ihrem ersten Zusammentreffen in Paris seine ›Wahltochter‹ in der Picardie mehrmals besuchte und 1588 gemeinsam mit ihr an der Revision von *Les Essais* arbeitete. Dort entstand eine palimpsesthafte, gedruckte und gleichzeitig per Hand vielfach eng mit sogenannten *allongails* be- und überschriebene Fassung der Druckfassung des Werks von 1588, die heute wie gesagt als *Exemplaire de Bordeaux* beziehungsweise EB bekannt ist.²⁹⁹ Im Übrigen, so betont John O'Brien, sei EB auch deshalb eine Rarität, da es ist ein glücklicher Umstand sei, dass dieser Text überliefert wurde, und zwar trotz seiner Entstehung in einer Zeit, die mit derartigen provisorischen Dokumenten nicht zimperlich umging.³⁰⁰

Im Hinblick auf die komplexe Editionshistorie von *Les Essais* muss in diesem Kontext bereits hier erwähnt werden, dass sich diese handkommentierte Fassung des Werks veränderte und höchstwahrscheinlich sogar eine weitere, zusätzliche Korrekturfassung von *Les Essais* entstand, die Montaigne nach seinem letzten Treffen mit Marie de Gournay im Jahr 1588 erstellte, wobei er bis zu seinem Ableben 1592 weitere Korrekturwünsche in jene zweite Schrift einfügte.³⁰¹ Anhand ebendieser Schrift – in der Forschung wird sie ›Copie de Montaigne‹ genannt – sollten Abschriften gemacht werden, die Marie de Gournay zur Anfertigung der ersten posthumen Edition des Werks dienten.³⁰² Marie de Gournay betonte später, trotz ihres damals jungen Alters und ohne die Möglichkeit, sich mit anderen über ihre Meinung auszutauschen, den Wert von *Les Essais*, jenes so neuartigen Buches, sofort während der Lektüre erkannt zu haben.³⁰³

Environ les dix-huit ou dix-neuf ans [soit vers 1584 ou 1585], cette fille lut *les Essais* [Herv. d. Verf.] par hasard : et bien qu'ils fussent nouveaux encore et sans nulle réputation qui pût guider son jugement, elle les mit non seulement à leur juste prix, trait

299 Vgl. zum aktuellen Stand der Forschung Desan (2018a). Das *Exemplaire de Bordeaux* wird heute in der *Bibliothèque municipale de Bordeaux* aufbewahrt. Vgl. außerdem den Beitrag zu Montaignes *allongails* von Tournon (2018a).

300 Schließlich handelte es sich aus Sicht der Zeitgenossen lediglich um ein skizzenhaftes Konvolut von Verbesserungen, das allein bis zur Drucklegung einer neuerlichen Edition gebraucht wurde, weshalb es im Regelfall anschließend sofort entsorgt wurde. Vgl. O'Brien (2019), 236: »Prepared by the essayist between 1588 and 1592 with a view to a new edition of his work, and now preserved, as the name suggests, as a national treasure in the vaults of Mériadeck, the *bibliothèque municipale* in Bordeaux, EB is a rare survivor in a print world that did not hesitate to destroy an author's copy once its usefulness had passed.«

301 Vgl. dazu Devincenzo (2013), 9.

302 Vgl. Desan (2018b), 689–690.

303 Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863.

fort difficile à faire en tel âge, et en un siècle si peu suspect de porter de tels fruits [...].

Les Essais beeindruckten sie derart nachhaltig, dass sie zu ihrer ständigen Lektüre und Begleitung wurden und sie sich zwei Jahre lang nichts sehnlicher wünschte, als ihren Autor kennenzulernen.³⁰⁴ Allerdings wurde sie zunächst von der Falschmeldung erschüttert, Montaigne sei verstorben.³⁰⁵ Dies mag dem Umstand geschuldet gewesen sein, dass jener zu Beginn seines Aufenthalts in Paris im Frühjahr 1588 im Zuge der Beaufsichtigung des Drucks der Neuedition seines Werks schwer erkrankt war.³⁰⁶ Wie dargestellt, war er zunächst in geheimer Mission aus Bordeaux an den Hof gereist, um als Unterhändler sowie als Mittler zwischen Heinrich III. und dem späteren Heinrich IV. zu fungieren, und überwachte danach in Paris die Drucklegung von *Les Essais*, die nun den erweiterten dritten Band sowie mit insgesamt 543 Zusätzen eine deutliche inhaltliche Erweiterung der ersten beiden Bände enthielt.³⁰⁷ Im Zuge des Druckprozesses bei Abel L'Angelier war Montaigne der anstrengenden Aufgabe unterworfen, täglich punktuelle Korrekturen an den neuen Druckfahnen anbringen zu müssen.³⁰⁸ Diese ihn in beständige Alarmbereitschaft versetzende Tätigkeit ermüdete ihn außerordentlich, weshalb er so schwer erkrankte, dass sein enger Freund Pierre de Brach (1547–1605) – der ihn nach Paris begleitet hatte – befürchtete, Montaigne müsse sterben.³⁰⁹ Allerdings erholte er

304 In ihrem Vorwort zur ersten posthumen Edition von *Les Essais* sollte sie schreiben: »[...] m'étant montrée lors que je vis premièrement leur [*Les Essais*] auteur même, que ce m'est tant de gloire d'appeler Père, après qu'ils [*Les Essais*] m'eurent fait souhaiter deux ans cette sienne rencontre avec la véhémence sollicitude que plusieurs ont connue, et nul sans crier miracle.« Gournay (2007), 4 = Gournay (2002h): *Préface* » longue », 281, Anm. 3.

305 Vgl. erneut die bereits zitierte Passage aus Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863, in der es weiter heißt: »[...] mais elle commença de désirer la connaissance, communication et bienveillance de leur Auteur plus que toutes les choses du monde. Tellement que sur la fin du terme de deux ou trois ans, qui se passa entre la première vue qu'elle eut du Livre et de celle de l'Auteur, ayant reçu comme elle lui voulait écrire un faux avis qu'il était mort, elle en souffrit un déplaisir extrême [Herv. d. Verf.]: lui semblant que toute la gloire, la félicité et l'espérance d'enrichissement de son âme étaient fauchés en herbe, par la perte de la conversation et de la société qu'elle s'était promise d'un tel esprit [Herv. d. Verf.].« Auf diese Ausführungen und insbesondere auf die Rolle der Trauer in den Freundschaften Montaignes wird zurückzukommen sein.

306 Vgl. dazu und zum Folgenden Bardin (2015), 422–430, besonders 424–425.

307 Vgl. Desan (2018h), 1557.

308 Das heißt, es handelte sich dabei um punktuelle, während des Drucks gemachte Schnellkorrekturen und noch nicht um die intensive Korrektur- und Erweiterungsarbeit, die Montaigne später mit Marie de Gournay an den fertigen Druckfahnen als weitere *allongeails* vollziehen sollte, wodurch wie gesagt das heute so benannte *Exemplaire de Bordeaux* entstehen sollte. Die Bezeichnung *allongeails* als Erweiterungen geht auf eine Formulierung Montaignes in III,9 (*De la vanité*) zurück und meinte zunächst nicht die Korrekturen an EB, sondern die Erweiterung von *Les Essais* um einen dritten Band. Vgl. dazu Tournon (2018a), 41. Montaignes Annotationspraxis, Notizen an den Rändern der Druckfahnen anzubringen, nahm erst mit seinen Besuchen auf dem Anwesen der Familie le Jars de Gournay seinen Anfang, woraufhin diese Art der Korrektur und Erweiterung ebenfalls als *allongeails* bezeichnet wurde; vgl. Desan (2004), 510.

309 Vgl. hierzu den Auszug aus dem Brief von Pierre de Brach in Bardin (2015), 425–426. Vgl. außerdem zu Pierre de Brach, seiner Freundschaft zu Montaigne und seiner späteren Rolle bei der Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais* Magnien (2018).

sich wieder, nämlich gerade noch rechtzeitig, bevor sich im Mai 1588 in Paris die Ereignisse rund um die ligistischen Aufstände derart überschlugen, dass Heinrich III. aus der Stadt fliehen musste, wobei in dessen Gefolge sich, wie gezeigt, auch Montaigne selbst befand.³¹⁰ Erst nachdem Montaigne im Juli 1588 nach Paris zurückgekehrt – und zwar nach einem Aufenthalt im sichereren Rouen, im Sommer zusammen mit Pierre de Brach – und von den Ligisten kurzzeitig in der Bastille gefangengesetzt worden war, konnte er die fertigen Druckfahnen von *Les Essais* entgegennehmen.³¹¹ Zu jenem Zeitpunkt geschah es auch, dass Montaigne die Bekanntschaft Marie de Gournays machte, die ihm kühn schrieb und wünschte, ihn zu treffen.

Im Übrigen hielten Maries Angehörige ihren überbordenden Enthusiasmus für geradezu krankhaft. *Les Essais* – so sollte Marie es später in einem ihrer Vorworte zu den posthumen, von ihr herausgegebenen Editionen des Werks schreiben – hätten sie, als sie ihr am Ende ihrer Kindheit in die Hände fielen, geradezu vor Bewunderung erschüttert: »L'admiration dont ils me transissaient, lorsqu'ils me furent fortuitement mis en main au sortir de l'enfance, m'allait faire reputer visionnaire.«³¹² Die junge Marie hatte sich zu einer aus Sicht ihrer Zeitgenossen außergewöhnlich bildungshungrigen Frau entwickelt und empfand die mangelnden Bildungsmöglichkeit auf dem Land als quälend.³¹³ Erschwerend kam hinzu, dass ihre Mutter die allzu eifrigen Bildungsbestrebungen der Tochter mit Besorgnis bis hin zu Argwohn sah.³¹⁴ Es war somit ungewöhnlich, dass Marie de Gournay – die nach eigenen Angaben bei ihrer ersten Lektüre von *Les Essais* erst 19 Jahre alt war³¹⁵ – mit dem Werk Montaignes in derartige Resonanz trat, da ihre Möglichkeiten begrenzt waren, sich Bildung anzueignen und ein derartiges Werk zu rezipieren. Und dies, obgleich ihr Lebensweg vielversprechend begann, da die am 6. Oktober 1565 in Paris Geborene einer wohlhabenden Familie des katholischen Schwertadels entstammte und später in die gehobene Gesellschaft bei Hofe durch ihre Mutter eingeführt wurde. Dies geschah trotz des überraschenden Todes des Vaters im Jahr 1577 und der

310 Vgl. Bardyn (2015), 427–428.

311 Bardyn (2015), 429, führt aus, Montaignes Festnahme und seine Einkerkierung in der Bastille seien wahrscheinlich mit seiner Verbindung zu Marguerite de Chaumont (?–?), verheiratete le Paulmier, zu erklären – einer Arztgattin, deren Mann Julien le Paulmier (1520–1588) zu jenen Ärzten gehört habe, die Montaigne während seiner schweren Erkrankung zu Beginn des Jahres 1588, nach den anstrengenden Sofort-Korrekturen an den Druckfahnen von *Les Essais*, behandelten (vgl. dazu ebd., 426). Wahrscheinlich habe man auf ligistischer Seite Montaigne als eine Art Geisel festhalten wollen, um von Katharina von Medici im Gegenzug für seine Befreiung die Freilassung eines Edelmannes aus dem Hause Chaumont zu erpressen. Katharinas sofortige Reaktion hierauf, die Montaignes Freilassung noch am selben Abend erwirkte, bestätige dies und zeige außerdem, in welch hochrangiger Gunst Montaigne nach wie vor in königlichen Kreisen gestanden habe.

312 Vgl. erneut Gournay (2002j): *Préface* »courte«, 280.

313 Ebd.

314 Vgl. dazu ebd. sowie Ilsley (1963), 17, und Rauschenbach (2000), 71.

315 »Environ les dix-huit ou dix-neuf ans cette fille lut *Les Essais* par hasard [...]« Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1863. Auf diese Ausführungen und insbesondere auf die Rolle der Trauer in den Freundschaften Montaignes wird zurückzukommen sein.

hieran anschließenden Übersiedlung der Familie von der Metropole Paris in die ländliche Picardie.³¹⁶

Vor diesem Hintergrund schrieb sie später sogar, nämlich in einer früheren Version und danach gekürzten Fassung des erwähnten Vorworts, die Lektüre von *Les Essais* habe sie in einen derartigen Zustand exzessiver Bewunderung versetzt, dass ihre Angehörigen sich dazu anschickten, ihr Nieswurz zu verabreichen.³¹⁷ In der Frühen Neuzeit galt Nieswurz als probates Mittel gegen vermeintliche Geisteskrankheiten wie Schwachsinn oder Hysterie und war in der rinascimentalen Literatur auch ein beliebter Topos, um eine gewisse ironische Distanz und Spott zu transportieren.³¹⁸ Bei Marie de Gournay bleibt jedoch das ironisch–parodistische Moment aus, wenn sie sich retrospektiv bewusst als eine schwachsinnig, ja geradezu hysterisch erscheinende Rezipientin von *Les Essais* geriert. Vielmehr wurde diese Rezeptionserfahrung von ihr sehr ernsthaft als Einschnitt und gewissermaßen als Initiationserfahrung nachgezeichnet, die ihre sich zu Ende neigende Kindheit und damit einsetzende geistige Maturität bedeutete: Sie sollte zur wohl aufmerksamsten Leserin von *Les Essais* und profunden Kennerin des Werks werden. Zudem las sie die umfangreiche Schrift nicht aus pueriler Neugierde, sondern eignete sich autodidaktisch Bildung an – dazu gehörten auch rudimentäre, doch aufgrund mangelnder Hilfestellung nur rudimentär bleibende Kenntnisse des Griechischen³¹⁹ –, um nicht dem Schicksal des Gros der Frauen ihres Jahrhunderts zu verfallen, die stets fremdbestimmt agieren mussten, da sie beständig unter Aufsicht entweder der eigenen Familie, des Ehemannes oder eines Vormundes standen.³²⁰ Allerdings können die Marie zuge-

316 Vgl. erneut die bereits zitierte Passage aus Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1862: »Et fit son étude ainsi, tant par l'aversion que sa mère apportait en telles choses [...]«.

317 In der Vorrede von 1595 lautet diese Variante des oben genannten Satzes: »On estoit prest à me donner de l'hellebore lors que comme ils [*les Essais*] me furent fortuitement mis en main au sortir de l'enfance, ils me transissoient d'admiration.« Diese Vorrede, die sie 1595 für die allererste von ihr betreute Edition der *Essais* verfasst hatte, ließ Marie de Gournay bald nach ihrer Veröffentlichung zunächst streichen, um sie letztlich (1635) doch wieder aufzunehmen. Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 280, Anm. 9.

318 Vgl. Reiser (2011), 291: Nieswurz, griech. *helleboros*, wurde in der Medizin des 16. Jahrhunderts u.a. von Paracelsus (um 1494–1541) als Heilmittel gegen Geisteskrankheiten insbesondere im fortgeschrittenen Alter empfohlen, weist jedoch eine über den medizinischen Diskurs hinausweisende Doppelbödigkeit auf. Denn seit der Antike fand Nieswurz u.a. in den Satiren des Horaz sowie im *Corpus hippocraticum* als eine probate »Narrenkur« bei Geistesstörungen wie Schwach- und Wahnsinn auch als rhetorische Spitze in frühneuzeitlichen Kontroversen und als literarischer Topos Anwendung. Beispielhaft hierfür steht die Anwendung von Nieswurz als »Droge des Vergessens«: in François Rabelais' *Gargantua et Pantagruel*: Im 22. Kapitel des ersten Bandes der Pentalogie verabreicht der humanistische Gelehrte Ponokrates seinem Schützling Pantagruel, bevor er mit dem Unterricht beginnt, purgierend wirkendes Nieswurz und Antizyria (ebenfalls ein Nieswurz enthaltendes Mittel), um ihn von der Erinnerung an vergangene, scholastische Lehrexerziten zu befreien.

319 »Quelqu'un lui ayant montré la Grammaire Grecque, elle en apprit en peu de temps la Langue à peu près, puis négligea, trouvant le but de sa perfection plus éloigné qu'on ne lui figurait d'arrivée.« Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, 1862. Vgl. erneut Fogel (2004), 26–29.

320 Ausnahmen hiervon bildeten lediglich Klerikerinnen sowie, jedoch nur bis zu einem gewissen Grad, Witwen oder auch gehobene Kurtisanen. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen,

standenen Bildungsmöglichkeiten in keinem Vergleich zu der privilegierten humanistischen Erziehung stehen, die Montaigne zuteilgeworden war, dem es vergönnt war, aufgrund seines Hauslehrers Horstanus das Lateinische und Griechische ganz natürlich von Kindesbeinen an zu erlernen.³²¹ Zudem eignete sich Marie de Gournay Wissen nicht nur in einem Akt des stummen Widerstandes gegen ihre Mutter an, sondern erwarb zudem aus Sicht der Gesellschaft ihrer Zeit nicht verwertbare, da lediglich für männliche Karrieren und Ambitionen gedachte Kenntnisse.³²²

Doch Marie de Gournays Bemühungen fruchteten trotz dieser Einschränkungen, denn unter anderem sollte sich der renommierte flämische Gelehrte Justus Lipsius beeindruckt von der Geistesschärfe dieser ›gelehrten Jungfrau‹ zeigen, wie er sie in einem Brief zu Beginn ihrer Korrespondenz nannte.³²³ Im Übrigen hatte sie Lipsius noch vor ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Montaigne kennengelernt, denn Marie hatte den

ausführlich auf die Frauengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts einzugehen, weshalb als – freilich nicht vollständige – Auswahl auf folgende Monographien, in alphabetischer Reihenfolge, verwiesen sei: Allen (2016): *The Concept of Women*, 3 Bde.; Berriot-Salvadore (1990): *Les femmes dans la société française de la Renaissance*; Blisniewski (2011): *Die Entdeckung der Frauen in der Renaissance*; Bock (2014): *Geschlechtergeschichte der Neuzeit*, und (2000): *Frauen in der europäischen Geschichte*; Chang (2009): *The Production of Female Authorship in Early Modern France*; Duby/Perrot (2002): *Histoire des femmes en Occident*, 5 Bde.; Godineau (2003): *Les femmes dans la société française, 16^e–18^e siècle*; King (1991): *Women of the Renaissance*; Offen (2017): *The Woman Question in France, 1400–1870*; Opitz-Belakhal (2018): *Geschlechtergeschichte*; Pal (2012): *Republic of Women*; Robin/Larsen/Levin (2007): *Encyclopedia of Women in the Renaissance*; Timmermans (1993): *L'accès des femmes à la culture (1598–1715)*; Wunder (1992): *Frauen in der Frühen Neuzeit*. Vgl. außerdem zur Stellung der Frau im 17. Jahrhundert die Ausführungen im Abschnitt »Zur Situation der Frau: La France – paradis des femmes?« in Grimm (2005), 125–128.

- 321 Es mag zunächst paradox erscheinen, dass Marie de Gournay zwar in eine wohlhabende Familie des Schwertadels hineingeboren worden war, ihre Bildungschancen jedoch von Jugend an schlechter waren als jene Montaignes, der als Vertreter des Amtsadels aus einer Familie stammte, die ursprünglich im Handel tätig war. Allerdings wären Marie de Gournay selbst unter ökonomisch besseren Bedingungen höhere Weihen der Bildung nur unter Ausnahmen möglich gewesen – sie hätte entweder heiraten oder einem religiösen Orden auf Lebenszeit beitreten müssen. Hingegen galt im Falle Montaignes ein dem Adel angelehnter Lebensstil – und dazu gehörte u.a. eine solide altsprachliche Bildung – zu jenen Faktoren, die eine Anoblierung über Generationen hinweg ermöglichten, so wie sie im Falle der Familie Montaigne geglückt war. Treffend bemerkt hierzu Sarah Bakewell: »Marie de Gournay's life started, in 1565, with many similarities to Montaigne's and two crucial differences: she was a woman and she had less money. [...] By reading Latin works alongside their French translations, she gave herself the best classical grounding she could. The result was a patchy knowledge, unsystematic but deeply motivated. Montaigne might have approved of such an anarchic education – in theory. In practice, one cannot imagine him being content with what Marie de Gournay had, and it would have left him with less confidence in himself.« Bakewell (2011), 291–292. Vgl. außerdem zur Erhebung der Familie Montaigne in den Adelsstand Balsamo (2018).

- 322 »La lecture dérobée, l'appropriation clandestine du latin et du grec avaient été pour Marie des formes de résistance à l'autorité maternelle ; hors la force de caractère qu'elles lui donnaient, elles relevaient d'un effort austère, tendu vers un savoir isolant. Un savoir d'autant plus inutile qu'il se référait à des normes sociales masculines [...]« Fogel (2004), 33.

- 323 Vgl. Gournay (2002d): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (30 septembre 1588)*, 1932.

flämischen Gelehrten angeschrieben, um ihren Wunsch, Montaigne zu treffen, vor ihrer Familie legitimieren zu können.³²⁴ Lipsius gilt heute als der Hauptvertreter des Neo-Stoizismus am Ende der Renaissance, und er hatte *Les Essais* wahrscheinlich um 1583 entdeckt, vermutlich aufgrund seines Kontakts zum flämisch-französischen Pariser Druckleger Christophe Plantin (um 1520–1589).³²⁵ Daraufhin äußerte sich Lipsius in von ihm publizierten Briefen – insbesondere in einem Brief vom Mai 1583, adressiert an Theodor van Leeuwen in Den Haag – sehr wohlwollend über das Werk und machte es somit in Nordeuropa bekannt.³²⁶

Es ist zu betonen, dass Montaigne nicht geplant hatte, nach seinem Ableben die Editionsarbeit an *Les Essais* explizit Marie de Gournay zu überlassen, auch wenn er sie seit der gemeinsamen Arbeit am später so bezeichneten *Exemplaire de Bordeaux* sehr schätzte.³²⁷ Zudem hatte sich Marie de Gournay bereits 1594 mit ihrer Widmungsepistel in dem Montaigne gewidmeten Roman *Le Proumenoir de Montaigne*, den sie ihm zusandte und der unkommentiert in seinem Nachlass gefunden wurde, in die Familie Montaigne als geradezu selbstverständliches Mitglied eingeschrieben.³²⁸ Darüber hinaus sollte ihr Bildungseifer sie dazu führen, einen herausragenden, obgleich von ihren Zeitgenossen als solchen nicht immer anerkannten Weg als Herausgeberin und eigenständige Schriftstellerin zu beschreiten.

2.2.3 *Femme de lettres* und kritisierte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens

Im 17. Jahrhundert zeigt sich das Bild einer vielfach geschätzten Marie de Gournay, die überdies in Paris zu einer geselligen, wenn auch gezwungenermaßen bescheiden haltenden *salonnière* avancierte und mit den Größen ihrer Zeit korrespondierte.³²⁹ Marie de Gournay war eben nicht nur Leserin von *Les Essais* und deren Herausgeberin, sie war auch *femme de lettres* und kritische Kommentatorin der Entwicklungen ihrer Zeit, zudem eine bei ihren libertinen und intellektuellen Freunden geschätzte Gesprächspartnerin. Überdies war sie geradezu frappierend gut vernetzt bis in die höchsten royalen und politischen Kreise: So verkehrte sie auf Einladung Heinrichs IV. an dessen Hof, war für dessen ehemalige Frau Margarete von Valois als Bibliothekarin tätig und regelmäßig

324 Im Vorwort zur Edition von 1595 sollte Marie de Gournay diesbezüglich Folgendes schreiben: »Je rends un sacrifice à la fortune qu'une si fameuse et digne main que celle de Justus Lipsius ait ouvert les portes de louanges aux *Essais* [...]«. Gournay (2007), 4 = Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 280. Vgl. zur Verbindung von Lipsius zu Plantin und Theodor von Leeuwen Montaigne (2007), 1323, Anm. 3 und 5.

325 Vgl. dazu Montaigne (2007), 1323, Anm. 3 und 5.

326 Vgl. ebd.

327 Vgl. zur ersten Phase der Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais* Fogel (2004), 116–118; zum aktuellen Stand der Forschung Desan (2018a).

328 Vgl. dazu Fogel (2004), 114.

329 »Her letters would have constituted in themselves a large volume of invaluable documents on this period, for they came from members of the nobility, from those high in positions of Church and State as well as from some of the greatest men of letters from Montaigne to Guez de Balzac.« Ilsley (1963), 144. »Marie seems to have escaped a long illness and from what we know, continued to write, at least to correspond with distant friends like Anne Marie Schurman, until the very last months of her long life.« Ebd., 262.

in deren Salon sowie im ebenfalls stilbildenden Salon der Madame des Loges (1584/85–1641) geladen.³³⁰ Zudem verfasste Marie de Gournay unter anderem Erziehungstraktate für die Königskinder, die aus Heinrichs zweiter Ehe mit Maria von Medici hervorgingen³³¹ und erwarb sich letztendlich nicht nur eine von Richelieu ausgestellte Pension, sondern auch den Respekt des mächtigen Kardinals.³³² Auf gelehrte Gespräche in ihrem eigenen Salon, den sie zunächst in ihrem Domizil in der Pariser Rue des Haudriettes,³³³ schließlich in ihrer bescheidenen Wohnung in der Rue de l'Arbre sec³³⁴ und sodann bis zu ihrem Lebensende in der Rue St. Honoré³³⁵ abhielt, ging die Idee für die Gründung der *Académie française* zurück. Dies ist eine Tatsache, die unter anderem Marie de Gournays Zeitgenosse und guter Freund, der bereits erwähnte Abbé Michel de Marolles, betonte.³³⁶ Ebenso nahm sie in reiferen Jahren aktiv am intellektuellen Leben in Paris teil, frequentierte den Salon von Anne-Geneviève de Bourbon-Condé, Duchesse de Longueville (1619–1679)³³⁷ und war wohl auch bei den »samedis« der Madeleine, genannt »Mademoiselle«, de Scudéry (1607–1701) hin und wieder anwesend.³³⁸ Da ihr ältester Bruder Charles (?–?) ab Frühjahr 1594 den Familiensitz in Gournay-sur-Aronde übernahm, lebte Marie de Gournay in ihrem eigenen Haushalt in Paris – als frühneuzeitliche »Junggesellin«³³⁹ – zugleich angezogen und abgestoßen von der schillernd-intriganten Hofgesellschaft.³⁴⁰ Zuvor, so mutmaßt Michèle Fogel, war sie aufgrund ihrer Verwandtschaftsbeziehungen eventuell im Februar 1594 in Chartres bei der Konversion Heinrichs von Navarra und seiner Krönung als Heinrich IV. anwesend.³⁴¹ In diesem Kontext sei daran, erinnert, dass Mariens Familie insbesondere mütterlicherseits aus höchst angesehenen Kreisen des Schwertadels stammte und sie deshalb beispielsweise 1588 durch ihre Mut-

330 Indem sie zum engen Kreis der regelmäßig Geladenen des zwischen 1605 bis 1615 im Hôtel de Sens in Paris abgehaltenen *salon* Marguerites gehörte, konnte unsere Autorin u.a. auch die Bekanntschaft weiterer Größen jener Zeit machen, etwa jene Guillaume du Vairs (1556–1621), Pierre Charrons (1541–1603), Honoré d'Urfés (1567–1625) sowie ihres engen Vertrauten La Mothe Le Vayer. Vgl. Viennot (1993), 219, sowie Dotoli (2001), 90.

331 Vgl. dazu den Übersichtsartikel von Thomine (2002a) sowie Ilsley (1963), 91–94.

332 Vgl. Gournay (2002q): *Épître Richelieu*, 343, Anm. C. Marie de Gournay sollte Richelieu das Vorwort der letzten von ihr betreuten Edition von *Les Essais* des Jahres 1635 zueignen, widmete ihm jedoch bereits zuvor u.a. acht Epigramme (vgl. Ilsley (1963), 188) und verfasste auch ihm gewidmete lyrische Texte, die in Sammelwerken erschienen (»Pour Monseigneur le Cardinal Richelieu« in: *Sacrifice des Muses* (1634)). Zudem gewährte Richelieu nach einer Audienz ihr und ihrer Katze sowie potentiellen künftigen Kätzchen eine Pension.

333 »[S]he planned to attract to her salon people of influence, her object being twofold: first to provide the cultivated atmosphere with which she desired to be surrounded and secondly to entertain and thus to win the graces of men and women of influence at court who could help her gain the recompense she deserved for her literary efforts.« Ilsley (1963), 87.

334 Vgl. zu dieser Zeitspanne in Marie de Gournays Leben Ilsley (1963), 122–144.

335 Vgl. ebd.

336 Vgl. dazu ebd., 12.

337 Vgl. ebd., 258.

338 Vgl. ebd., 259.

339 Vgl. Kroll (2011), 51–56.

340 Vgl. Arnould (2002), 20.

341 Fogel (2004), 99–100.

ter wie erwähnt in Adelskreise eingeführt oder sogar bei Hofe vorgestellt worden war.³⁴² Aufgrund der Schuldenlast, die bereits Jeanne de Hacqueville, verheiratete de Jars (gest. um 1591/92), nach dem Tod ihres Mannes und Marie de Gournays Vater Guillaume le Jars (gest. 1577) zu bewältigen hatte, war diese finanzielle Bürde Marie de Gournay zugefallen, als ihre Mutter wahrscheinlich im Winter 1591/92 verstarb.³⁴³ In der Folge war sie zu Sparsamkeit und rigidem Haushalten verdammt, doch ihre relative Armut wurde von ihren Zeitgenossen nicht etwa mit Verständnis und Mitgefühl, sondern mit Häme quittiert, da sie aus deren Sicht Resultat schlechten Haushaltens gewesen sein musste.³⁴⁴

Doch nicht nur aufgrund dieses Status als verarmte Adelige hatte Marie de Gournay um gesellschaftliche Anerkennung zu kämpfen, sie zahlte auch für ihre außergewöhnliche Laufbahn als alleinstehende Herausgeberin und *femme de lettres* einen hohen sozialen Preis. Zunächst wurde ihr aus literarischen und politischen Kreisen Opposition entgegengebracht: Bereits für ihr Vorwort zur ersten Ausgabe von *Les Essais* kritisiert,³⁴⁵ zog ihre brisante Schrift *Adieu De l'Âme du Roi de France et de Navarre Henri le Grand, à la Reine. Avec la Défense des Pères Jésuites* eine aggressive Gegenschrift nach sich, wobei zur Veranschaulichung der Brisanz dieser Situation der historische Hintergrund kurz skizziert sei: Zwar blieben die religiösen Spannungen zwischen Katholiken und Hugenotten auch nach dem Edikt von Nantes 1598 bestehen, und die Regentschaft Heinrichs IV. war nicht dermaßen friedvoll, als sie insbesondere von folgenden Generationen idealisiert werden sollte, doch fungierte Heinrich zweifelsohne nach jener dreißigjährigen Zeitspanne erbittertster interkonfessioneller Spannungen als Garant für einen relativen Frieden.³⁴⁶ Auch deshalb war die Bestürzung über die Grenzen Frankreichs hinaus groß, als dem König am 14. Mai 1610 in der Rue de la Feronnerie zwei tödliche Messerstiche beigebracht wurden.³⁴⁷ Nun drückte Marie de Gournay mit *Adieu De l'Âme du Roi*, einem Maria von Medici gewidmeten, hybriden Text – er war gleichzeitig nekrologische Schrift, Pamphlet und aufgrund der für sie typischen langen Digressionen auch politisch-moralische Reflexion –, nicht nur tiefe Trauer um die Ermordung Heinrichs aus, sondern verteidigte im selben Zug die Jesuiten gegen den Vorwurf, entscheidenden Einfluss auf den Königsmörder François Ravaillac ausgeübt zu haben.³⁴⁸ Daraufhin erhielt sie mit der ebenfalls 1610 veröffentlichten Gegenschrift *Anti-Gournay ou Remerciement des Beurrières de Paris au Sieur de Courbouzon-Montgomery* eine schallende Ohrfeige in Textform.³⁴⁹

Im Übrigen zeigt diese Episode rund um die Verteidigung der Jesuiten einerseits, dass Marie in die höchsten royalen Kreise involviert war und über das geplante Komplott zur Ermordung Heinrichs informiert worden war.³⁵⁰ Andererseits verdeutlicht es, wie

342 Vgl. ebd., 42.

343 Vgl. ebd., 84.

344 Vgl. Noiset (2004), 67f.

345 Vgl. Gournay (2002j): *Préface* » courte «, 273, Anm. B.

346 Vgl. Hinrichs (2008), 160–171.

347 Vgl. ebd., 170–171.

348 Vgl. Gournay (2002k): *Adieu De l'Âme du Roi*, 191–236.

349 Vgl. dazu Ilsley (1963), 118f., sowie beide Texte in der kommentierten Ausgabe von Gournay (1998), 35–105).

350 Jacqueline le Voyer, Demoiselle d'Escoman (1585–1618), hatte ein verdächtiges Gespräch mitangehört, in dem es um die Ermordung des Königs ging. Daraufhin versuchte sie verzweifelt, die

sehr ihr die Bekämpfung übler Nachrede ein Anliegen war, denn sie behauptete, die Jesuiten weniger aus religiöser Überzeugung zu verteidigen, sondern weil sie selbst Adressatin von Diffamierungen geworden sei.³⁵¹ Überdies wird hier evident, wie kühn sich Marie de Gournay in einen äußerst gefährlichen Kontext einschrieb, wobei ihre Parteinahme für die Jesuiten sie prinzipiell ihr Leben hätte kosten können. Angesichts dieser Tatsache und vor dem brisanten politischen Hintergrund, dass die Jesuiten unter Heinrich IV. zunächst verboten worden, schließlich jedoch in der Gunst des Königs und bei Hofe erneut aufgestiegen waren und es hiernach bereits zu einem Austausch von Schriften für und wider die Jesuiten gekommen war, nahm sich die brutale Replik, die sie mit der genannten Gegenschrift erhielt, noch vergleichsweise milde aus.³⁵² Marie de Gournay war somit, wie Montaigne selbst, auch eine politische Figur, obgleich sie nicht nur im Falle der Verteidigung der Jesuiten, sondern auch bei anderen Gelegenheiten etwas un diplomatischer und unvermittelter als ihr *père d'alliance* agierte. Jedenfalls sollte sie zeit lebens die gegen sie gerichtete diffamierende Nachrede und insbesondere jene, die ihr aus dem Umkreis des Hofes zuteilwurde, in verschiedenen ihrer Schriften beklagen.³⁵³ Auch mit zunehmendem Alter wurde die als schrullig Geltende vielfach karikiert und beispielsweise mit dem mitleidig-spöttischen Epitheton ›alte Sybille‹ bedacht, was zuvörderst der Karikatur ihrer sprachpolitischen und poetologischen Ansichten galt.³⁵⁴ Doch

Entourage des Königs zu warnen, und schrieb u.a. zunächst Marie de Gournay sowie dem Comte de Schomberg, die sich wiederum an Sully und den König wandten. Allerdings wurde Demoiselle d'Escoman nicht Glauben geschenkt, und sie wurde u.a. aufgrund ihres unsteten Lebenswandels, in Haft genommen. Vgl. Ilsley (1963), 116–117.

351 Vgl. ebd., 119f.

352 Nachdem ein auf ihn verübtes Attentat im Dezember 1594 gescheitert war, ließ Heinrich IV. den Jesuitenorden in Frankreich verbieten und seine Anhänger verbannen, wurde doch dem 16-jährigen Attentäter Jean Châtel (1575–1594) nachgesagt, er habe unter dem Einfluss der Schriften des spanischen Jesuiten Juan de Mariana (1536–1624) gestanden, der mit *De Rege et Regis Institutione* (1599) die Ermordung Heinrichs III. durch Jacques Clément rechtfertigte. Nur wenige Jahre später gelangten die Jesuiten aufgrund von Fürsprechern bei Hofe jedoch erneut zu Einfluss auf den König, namentlich Pierre Coton (1564–1626), der zum engen Berater sowie Beichtvater Heinrichs avancierte. Folglich wurde die Verbannung der Jesuiten vom Hofe und aus Frankreich im Jahr 1603 aufgehoben. Im Anschluss an Heinrichs Ermordung 1610 entbrannte jedoch eine schriftlich entfachte Agitation gegen die Jesuiten, insbesondere mit der Schrift *Anti-Coton*. Vgl. Ilsley (1963), 111–115.

353 Marie de Gournay sollte aufs Schärfste die Scheinheiligkeit bei Hofe sowie die üble Nachrede (*calomnie*) unter den Höflingen geißeln, die nicht zuletzt sie zur Zielscheibe hatten. Vgl. Franchetti (2002), 93. Nicht zufällig ist die oben genannte Schrift *Adieu De l'Âme du Roi* zusammen mit mehreren von Marie de Gournay zwischen 1610 und 1634 verfassten Texten von Constant Venesoen unter dem Titel *Textes relatifs à la calomnie* in einer kritischen Gesamtausgabe herausgegeben worden; vgl. Gournay (1998).

354 Marie de Gournays Zeitgenosse Louis Petit (1615–1693) benannte sie in seinen 1687 und somit nach ihrem Tod erschienenen *Dialogues satyriques et moraux* als »vieille sibylle«, und zwar in »Dialogue XVIII, Le Poète Burlesque« (vgl. Petit (1687), 324–329; zitiert nach Ring Freeman (2007), 136). Ebenso benennt sie retrospektiv Ferdinand Brunot (1860–1938) – in einem zwar gut gemeinten, doch mitleidigen Ton – als »pauvre sibylle«, nämlich in seiner 1891 erschienen Monographie *La doctrine de Malherbe d'après son commentaire sur Desportes*, wobei er ihren Bemerkungen durchaus zugesteht, treffend und vorausschauend gewesen zu sein: »Ni la justesse de ses observations souvent claires, ni la chaleur de ses convictions, ni la protection posthume de Montaigne, alors un peu démodée, ne sauvèrent la pauvre sibylle des quolibets. Seules les anecdotes contées par Tallemant

nicht nur diese muteten aus Sicht ihrer Zeitgenossen als reaktionär und verstaubt an, sondern ebenso das gesamte Auftreten Marie de Gournays, ihre Wortwahl sowie das Aussehen dieser in die Jahre gekommenen ›Tochter Montaignes‹, die aufgrund ihres temperamentvollen Gebarens und ihrer gewagten Wortmeldungen Spott und Unmut auf sich zog.³⁵⁵ Sie wurde deshalb Zielscheibe von allerlei Streichen und Scherzen, etwa indem zu ihrer Verhöhnung behauptet wurde, der englische König James I. (1566–1625) höchstpersönlich wünschte von ihr ein schriftliches Kurzporträt,³⁵⁶ wobei sie diesen Scherz zunächst ernst nahm, oder als ihr bei einem geplanten Besuch des Dichters Honorat de Bueil de Racan (1589–1670) übel mitgespielt wurde.³⁵⁷ Zudem wurde sie aufgrund ihrer vermeintlich allzu kostenintensiven alchemistischen Experimente kritisiert, für die sie sich aufgrund ihres chronischen Geldmangels rechtfertigen musste.³⁵⁸ Überdies ließ Marie de Gournays unermüdliches Bemühen darum, das Andenken nicht nur an Montaigne und *Les Essais*, sondern auch an eine aus Sicht der Zeitgenossen überholte Sprach- und Lyriktradition wachzuhalten, sie oftmals wie eine allzu strenge Wärterin erschei-

en font foi.« Brunot (1891/1969), 556. Doch mag es auch auf Marie de Gournays vorausschauende Konstruktion ihres Gesamtwerks als ein der Nachwelt zu übergebendes Grabmal bezogen sein. Vgl. dazu die Bemerkung von Franchetti (1995), 220–221, zur letzten Edition von Marie de Gournays Gesamtwerk *Les Advis*, das sie 1641 als endgültige, nicht mehr zu verändernde Fassung der Nachwelt übergab: »Après l'épître « Au Lecteur » et la table des matières, Marie lègue à la postérité ses dernières volontés d'un ton qui justifie le sobriquet de « vieille Sybille » dont l'avaient affublée ses contemporains [...]«

- 355 »Marie de Gournay se trouve donc, pour ses positions dans les débats contemporains mais bien plus encore pour son physique, son caractère et ses goûts, très précocement transformée en une figure caricaturale [...]« Blum (2002), 9–10.
- 356 Der Graf von Moret sowie die Literaten Yvrande und Racan behaupteten, der englische König Jakob I. höchstpersönlich wolle eine Kurzbiographie von ihr, Marie de Gournay, erhalten. Diese verfasste sie daraufhin und übergab den Text den drei Männern, doch der Schwindel flog auf. In der kritischen Gesamtausgabe ihrer Werke ist diese Schrift abgedruckt; vgl. Gournay (2002c): *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, sowie Noiset (2004), 69–70.
- 357 Ich übernehme hier im Wortlaut eine Anmerkung aus Witt (2020a), 55, Anm. 5. Der Schriftsteller Gédéon Tallemant des Réaux (1619–1692) kolportiert in seinen *Historiettes* die sogenannte »Episode der drei Racan«: Eines Tages habe Marie de Gournay den Besuch des angesehenen Schriftstellers Racan (1589–1670) erwartet. Daraufhin hätten zwei junge Freunde Racans, die sich über sie lustig machen wollten, beschlossen, sie noch am selben Tag zu früher Stunde aufzusuchen. Zunächst läutete der erste bei ihr an und gab sich als der wahre Racan aus, schließlich der zweite, der ebenfalls vorgab, Racan zu sein, und ihr selbst verfasste Verse überreichte. Als Marie de Gournay Letzterem entgegnete, er mache sich über sie lustig, erwiderte jener mit gespielter Ernsthaftigkeit verneinend: « – Moi, mademoiselle, me moquer [...] de la fille d'alliance du grand Montaigne?! [...]« Vgl. Tallemant des Réaux, zitiert nach Devincenzo (2002), 77, Anm. 156.
- 358 Laut Arnould (2002), 10, Anm. 1, taucht die Verteidigung gegen den Vorwurf, unter hohem Kostenaufwand Alchemie betrieben zu haben, in Marie de Gournays Schriften im Zeitraum von 1608 bis 1641 auf; vgl. hierzu Gournay (2002n), *Bienvenue de Monseigneur le Duc d'Anjou*, 167. Schließlich findet sie sich auch in ihrer moralphilosophischen Schrift *Peinture des mœurs* und, systematisch antwortend, in ihrer Selbstverteidigung, die in ihren Gesamtwerken 1626 und 1641 veröffentlicht wurde; vgl. dazu Gournay (2002l): *Apologie pour celle qui écrit*, 1395–1396. Vgl. außerdem zu Marie de Gournay und ihrer Haltung zur Alchemie den Beitrag von Heitsch (2010).

nen, die selbst zu einem Monument erstarrte und verstaubte Konventionen bewachte.³⁵⁹ Ein Blick auf ihre Anfänge als Herausgeberin von *Les Essais* im Kontext biographischer Etappen hilft indes dabei, ihr editorisches Handeln und ihre Auffassungen differenzierter zu betrachten.

2.2.4 Marie de Gournays Tätigkeit als Herausgeberin

Im Folgenden wird die komplexe Editions­historie der posthumen Fassungen von *Les Essais* nachgezeichnet, denn die ›Geburtsstunde‹ Marie de Gournays als Herausgeberin und damit ihr eigentlicher Durchbruch auf literarischem Gebiet muss mit dem Dahinscheiden Montaignes 1592 angesetzt werden. Zu jenem Zeitpunkt weilte sie in Cambrai, von wo aus sie sich in einem Brief an Lipsius darüber beklagte, Montaigne habe ihr über sechs Monate nicht mehr geschrieben.³⁶⁰ Lipsius musste ihr sodann mitteilen, dass ihr ›Vater‹ zwischenzeitlich verstorben war, wobei er selbst erst von dem bereits erwähnten Pierre de Brach hierüber verständigt worden war.³⁶¹ De Brach galt als einer der engsten Freunde Montaignes und hatte, so mutmaßt Michel Magnien, ihn im Jahr 1588 eventuell sogar anlässlich seiner Besuche in Gournay-sur-Aronde bei Marie de Gournay begleitet.³⁶² Im Übrigen zeigt dieser Umstand, dass wohl eine Korrespondenz zwischen Marie de Gournay und Montaigne bestand, doch ist sie leider nicht überliefert.³⁶³ Obgleich Marie von ihrem *père d'alliance* nicht offiziell adoptiert wurde – es liegen keinerlei offizielle Adoptionspapiere oder testamentarische Verfügungen von Seiten Montaignes für sie vor,³⁶⁴ – erhielt sie nach seinem Ableben von seiner Witwe wichtige Dokumente zugesandt, wodurch sie ihre Arbeit an der ersten posthumen Edition von *Les Essais* beginnen konnte.³⁶⁵ Davon, dass sie neben der leiblichen Tochter ihres ›Vaters‹, Léonor, auch öffentlich als *filie d'alliance* Montaignes und somit als dessen geistige Erbtöchter galt, zeugt ein Brief Étienne Pasquiers, der noch eingehender zu betrachten sein wird.³⁶⁶

359 Vgl. dazu die Formulierung von Arnould (2002), 10: »La fin du XVII^e siècle et les siècles suivants vont pérenniser par tous les moyens, de la mention réductrice à l'oubli en passant par la caricature, cette ingratitude envers l'éditrice des *Essais*, et plus encore envers la prosatrice et la poétesse; la jalouse gardienne du monument – qu'il s'agisse de Montaigne ou d'un état révolu de la langue et de la poésie – occulte la femme de Lettres qu'elle est pourtant sans conteste.«

360 »Que je sache aussi s'il y a longtemps que vous n'eûtes de lettre de mon père : il y a bien six mois que je n'en ai reçues.« Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1935. Vgl. Lipsius' Antwort in Gournay (2002f): *Lettre de Juste Lipse à Marie de Gournay (24 mai 1593)*.

361 Pierre de Brach hatte Lipsius in einem Brief vom 4. Februar 1593 über den Tod Montaignes am 13. September 1592 in Kenntnis gesetzt. Vgl. Montaigne (2007), 1323, Anm. 3.

362 Vgl. Magnien (2018), Sp. 234.

363 Vgl. hierzu Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (25 avril 1593)*, 1935, Anm. C: »Montaigne étant décédé le 13 septembre [1592], il a donc écrit à sa *filie d'alliance* peu avant sa mort.«

364 Vgl. Näheres zu Montaignes Nachlassregeln bei Balsamo (2018b).

365 Vgl. u.a. Desan (2018a, b), Gournay (2002c, *Préface*: 283).

366 Vgl. dazu Lettre 1, »A Monsieur de Pelgé, Conseiller du Roy & Maistre en sa Chambre des Comptes de Paris«, in: Pasquier (1723), Sp. 515–520, hier Sp. 518–520.

Doch bereits vor der Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais*, für die Marie de Gournay verantwortlich zeichnen sollte, hatte sie 1594 bei Abel L'Angelier in Paris den Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* unter ihrem Namen veröffentlicht, den sie Montaigne widmete und mit dem sie sich mittels der darin enthaltenden Widmungsepistel als Mitglied der Familie Montaigne zu verstehen gab. Ein genauer Blick auf die Veröffentlichungspraxis literarischer Publikationen Marie de Gournays zeigt, dass sie zudem bereits 1587 eine Ode sowie ein Sonnet zu dem nekrologischen Sammelwerk *Tombeau d'Aymée* von Pierre de Brach beigesteuert hatte, der in jenem Jahr nach nur 15-monatiger Ehe seine junge Frau verloren hatte.³⁶⁷ Es sollte eben dieser Pierre de Brach sein, der sich nach dem Tod Montaignes um die handschriftliche Kopie seiner in der Fassung von 1588 angebrachten Korrekturwünsche kümmerte.³⁶⁸ Im Vorwort der ersten posthumen Edition von *Les Essais* 1595 ging Marie de Gournay später unter anderem hierauf ein und dankte de Brach sowie Montaignes Witwe für die Zusendung dieser Unterlagen.³⁶⁹ Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass Marie Beiträge zu dem genannten *tombeau* verfasste, einem kollektiven Werk der Funeralpoetik also:³⁷⁰ Zum einen zeigt ihre Verbindung zu de Brach, dass sie noch vor Montaigne ihm nahestehende Personen kennenlernte. Zum anderen scheint diese allererste Publikation Maries paradigmatisch und geradezu vorausdeutend für den Grundtenor ihrer Werke zu sein: Trauer sowie Melancholie – in ihrem Fall Trauer um Montaigne – stellen den zentralen Motor

367 Diese Ode sollte dann auch in ihrer Lyriksammlung *Bouquet poétique* Aufnahme finden, deren textuelle Zusammensetzung und Titel sie später änderte und ab 1626 als *Bouquet de Pinde* herausgab. Vgl. zu Pierre de Brach den Artikel von Magnien (2018), zum Ableben von de Brachs Frau ebd., Sp. 234.

368 »Il veille aussi sur la destinée posthume de l'œuvre du défunt, ainsi que le confirme Marie de Gournay dans la grande préface de 1595.« Magnien (2018), 235.

369 »Que je suis de gré au sieur de Brach, de ce qu'il assista toujours soigneusement Madame de Montaigne au premier souci de sa [du livre des *Essais*] fortune, intermettant pour cet exercice la Poésie dont il honore la Gascogne, et ne se contenant pas d'emporter sur le siècle présent et les passés le titre d'unique mari, par la gloire qu'il prête au nom de sa femme défunte, s'il n'enviait encore celui de bon ami par tels offices, et plus méritoires vers un mort.« Gournay (2007), 24 = Gournay (2002h): *Préface* » longue », 330. Vgl. dazu Montaigne (2007), 1327, Anm. 29.

370 Vgl. zur Gattung des *tombeau poétique* den Artikel von Castonguay Bélanger (2002): Zu den für die Trauerbewältigung eingesetzten Gattungen gehören u.a. das Klagegedicht oder die Klageschrift (*déploration*), die Trauerrede (*oraison funèbre*) oder die Grabinschrift (*épitaphe*). So gereichte etwa Clément Marot *Déploration de la Mort de Florimond Robertet*, ein Trauergedicht auf den obersten Schatzmeister des Königs, derart zur Ehre, dass er zum offiziellen Hofdichter Franz' I. ernannt wurde (vgl. dazu und zum Folgenden Delvallé (2017), 16–29). Die Aufnahme ebenjenes lyrischen Funeraltextes in Marots erstmals 1532 herausgebrachtem Gesamtwerk *L'Adolescence clémentine* steht exemplarisch für die in den 1530er Jahren einsetzende Entwicklung, in Lyrikbände funeralpoetische Gelegenheitsdichtungen aufzunehmen. Das Nebeneinander funeraler Texte in einen Band mit thematisch anders gelagerten Texten ebnete den Weg für das kollektive lyrische Projekt des *tombeau* (auch *Tumulus* genannt). Hiermit drehte sich das Prinzip um, denn Texte unterschiedlicher lyrischer Gattungen wurden unter der generischen Thematik des Beweinens einer oder eines Verstorbenen zusammengefasst. Obgleich auch von einzelnen Poeten verfasste *tombeaux* nachgewiesen sind, so etwa in Brantômes (um 1540–1614) *Recueil des dames, poésies et tombeaux*, avancierte die Gattung ab Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer stets kollektiven Unternehmung. Ihren Höhepunkt mit jenem der *Pléiade* erreichend, fiel das *tombeau* allerdings Anfang des 17. Jahrhunderts in Ungnade.

ihrer gesamten schriftlichen Produktion dar, was in anderen Kapiteln dieser Arbeit weiter zu verfolgen sein wird.

Zunächst nahm sich also de Brach des schriftlichen Nachlasses Montaignes an. Zudem wurde nicht Marie de Gournay als Erste vom Ableben ihres ›Vaters‹ informiert, sondern Lipsius, und schließlich waren es die Witwe und die Tochter des Verstorbenen, die sie mit der Aufgabe der Vorbereitung der ersten posthumen Edition beauftragten. Dabei spielten sicherlich verschiedene, auch pragmatische Überlegungen eine Rolle.³⁷¹ Dennoch bleibt es undurchsichtig, warum der Pariser Druckleger Abel L'Angelier, dem die Organisations- und Entscheidungshoheit über diese erste posthume Edition letztlich oblag, einer im Verlagswesen gänzlich unerfahrenen jungen Frau diese gigantische Editionsaufgabe antrug – eine Entscheidung also, die als noch nie dagewesen galt.³⁷²

Dabei stand der Druckleger unter sichtlichem ökonomischem Zwang, die Neuauflage von *Les Essais* möglichst bald zu verkaufen.³⁷³ Nach den Wirren der konfessionellen Bürgerkriege und einem schlecht laufenden Verkauf nahm L'Angelier hiermit seine geschäftlichen Aktivitäten wieder auf und teilte sich die Druckkosten mit seinem Pariser Druckerkollegen Michel Sonnius.³⁷⁴ Mit der Investition in die neue, erste posthume Ausgabe von *Les Essais* traf er dabei eine riskante Entscheidung, denn das Druckprivileg für die Edition von 1588 war noch nicht abgelaufen, und er hatte lediglich einen Bruchteil der Auflage dieser vorherigen Fassung verkauft.³⁷⁵ Außerdem erschien 1593 in Lyon eine Raubkopie des Werks sowie 1595 in Genf eine durch protestantische Seite vereinnahmte Edition, ebenfalls als Raubdruck.³⁷⁶ Folglich vermarktete er die Frucht der erneuten Drucklegung von 1595 als vollkommen neue, da deutliche erweiterte Auflage.³⁷⁷ Hierbei bezeugte auch das feierlich wirkende *In-folio*-Format, das nur hochrangigen Schriftwerken zuteilwurde, dass es sich um etwas Besonderes handelte.³⁷⁸ Jedenfalls wurde diese

371 Etwa jene, dass die *filles d'alliance* des Verstorbenen die Familie Montaigne sowie das Werk ihres *père d'alliance* sehr gut kannte und aufgrund ihrer sozialen Stellung als Alleinstehende die Zeit für diese sehr aufwendige Vergleichs- und Zusammensetzungsarbeit aufbringen konnte, da sie nicht von Haushaltspflichten eingenommen war. Hinzu kam die Tatsache, dass sie und der Druckleger Abel L'Angelier bereits aufgrund der Publikation von *Le Proumenoir* miteinander vertraut waren.

372 »En revanche, la question reste ouverte de savoir pourquoi le libraire confia à Mlle de Gournay, contre tous les usages des milieux éditoriaux, le soin de préparer et de suivre cette édition, qui la consacra femme de lettres à part entière.« Balsamo (2018c), 567.

373 Vgl. dazu Balsamo (2018), 568. Abel L'Angelier hatte das königliche Privileg zum Druck und zur Veröffentlichung am 15. Oktober 1594 für zehn Jahre erhalten; vgl. dazu Desan (2018h), 1558).

374 Vgl. Balsamo (2007), XXXIX.

375 Ebd.

376 Vgl. dazu Desan (2018h), 1557–1558. Die Lyoneser Edition erschien bei Gabriel Lagrange (?–?), und L'Angelier strengte erfolglos eine Klage vor dem Pariser *Parlement* – dem obersten Gerichtshof – gegen diesen Raubdruck an. Zu den wahrscheinlich unter Simon Goulart (1543–1628) entstandenen Genfer Editionen von *Les Essais* bemerkt Desan (ebd., 1558): »La censure genevoise, probablement sous la direction de Simon Goulart, nous offre [...] un exemple intéressant des *Essais* mis à la mode protestante.«

377 Vgl. ebd. Sie war betitelt als »Edition nouvelle, trouvé après le décès de l'Autheur, revue et augmentée par lui d'un tiers plus qu'aux précédentes impressions.«

378 Die Ausgabe von 1580 war in *quarto* erschienen und jene des Jahres 1588 in *octavo*. Vgl. Fogel (2004), 117, zitiert nach Devincenzo (2013), 3, Anm. 10.

erste posthume Edition zu einem sofortigen Erfolg.³⁷⁹ Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass L'Angelier die treibende Kraft hinter der Erstellung dieser erweiterten Edition war und er noch zu Lebzeiten Montaignes diesem vorgeschlagen hatte, für den Zeithorizont um 1597 die Publikation einer Neuauflage anzuvisieren.³⁸⁰ Marie de Gournay indes habe, so vermutet Jean Balsamo, bei der Erstellung der posthumen Edition auf Betreiben L'Angeliers die genannten Unterlagen erhalten, allerdings absichtlich in ihrem Vorwort lediglich Pierre de Brach sowie Madame de Montaigne gedankt, um die Rolle L'Angeliers zugunsten der Herausstellung ihrer eigenen Meriten zu kaschieren.³⁸¹

Strukturell hatten sich *Les Essais* mit dieser ersten posthumen Edition des Jahres 1595 nicht verändert, doch inhaltlich kamen mannigfache Erweiterungen hinzu, denn bereits im *Exemplaire de Bordeaux* fanden sich rund 3.000 Änderungsvorschläge am Text von 1588 sowie, im Vergleich zur Edition von 1580, eine Erweiterung des Textvolumens um 45 Prozent.³⁸² Zum einen betrafen diese Erweiterungen persönliche Ausführungen Montaignes und zum anderen unzählige neue Zitate, entnommen den Werken Ciceros (106 v. u. Z. – 43 v. u. Z.) und lateinischer Historiker.³⁸³ Außerdem wurden die bereits in EB ersichtlichen Änderungen Montaignes an der Interpunktion des Textes berücksichtigt.³⁸⁴ Mit Bezug auf ihren ›Titel‹ *filie d'alliance* verfasste Marie de Gournay ein ›langes‹ Vorwort und schließlich ein gekürztes Vorwort, das wechselweise in den posthumen Editionen von *Les Essais* abgedruckt wurde.³⁸⁵ Insbesondere das erste Vorwort von 1595 ist herauszuheben, denn es fungierte nicht nur als Apologie, sondern auch als doppelte Verteidigung.³⁸⁶ Sie lobte damit das Werk ihres ›Vaters‹ und verteidigte es im selben Zug engagiert, nutzte diesen textuellen Raum jedoch ebenso dazu, ihre Stellung als junge Herausgeberin und Intellektuelle zu behaupten.³⁸⁷ So finden sich in diesem Vorwort etwa Passagen, die dann 1626 in die emanzipatorische Verteidigungsschrift *Grief des Dames* aufgenommen werden sollten.³⁸⁸

Unter anderem warf man Montaigne Entlehnungen aus dem Lateinischen sowie die Einführung neu erfundener Wörter, eine gewisse Obskurität, das heißt inhaltliche Unverständlichkeit, sowie seinen regionalen Sprachgebrauch in Form von ›Gascognismen‹

379 Balsamo (2018c), 568.

380 So die Hypothese von Balsamo (2018c), 567.

381 Vgl. ebd., 568.

382 Vgl. zu den Änderungen Balsamo (2018c), 570, und zu der Prozentangabe Desan (2018h), 1558.

383 Balsamo (2018), 568.

384 »La ponctuation était modifiée et accentuait l'effet d'un style coupé.« Ebd.

385 Vgl. Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 275, Anm. A, sowie Blum (2002).

386 Vgl. Montaigne (2007), 1320: »La longue Préface qui ouvre l'édition posthume marque à la fois une véritable prise de possession des *Essais* et la naissance d'un écrivain. [...] Marie de Gournay prend la défense des *Essais*, ou plus exactement celle de la dernière manière de Montaigne. Cette apologie, toutefois comme l'était l'Apologie de Raimond Sebond, était plus une structure rhétorique qu'elle ne correspondait à une réponse dans un véritable débat et à un « froid recueil ».«

387 Vgl. zur Übersicht Blum (2002), besonders die Seiten 36–43, »Marie de Gournay, éditrice des *Essais*. Stratégies et défenses«.

388 Dazu gehört die bekannte Anrede an die Leserin und den Leser: »Bienheureux es-tu, Lecteur, si tu n'es pas à un sexe qu'on ait interdit de tous les biens, l'interdisant de la liberté, et encore interdit de toutes les vertus« usw. Gournay (2007), 6 = Gournay (2002t): *Grief*, 1074.

vor.³⁸⁹ Beinahe jedoch wäre Marie de Gournays erstes Auftreten als *fille d'alliance* ihr nach Montaignes Ableben zum Verhängnis geworden, da der unbescheidene und höchst emotionale Vergleich, den sie zwischen sich und ihrem ›Vater‹ in ihrem Vorwort zu der ersten von ihr besorgten Edition von *Les Essais* im Jahr 1595 herstellt, mit scharfer Kritik quittiert wurde.³⁹⁰ So wurden die Unangemessenheit und eine allzu große Emotionalität des Textes moniert, wodurch er nicht den Gattungskonventionen entsprach.³⁹¹ Aus diesem Grund wurde Marie de Gournay dieses erste Vorwort später unangenehm – so zumindest stellte sie es in zwei Briefen an Justus Lipsius dar³⁹² –, und sie versuchte es aus bereits erschienenen Auflagen zu tilgen sowie in späteren Editionen durch ein lediglich zehnzeiliges Vorwort zu ersetzen.³⁹³ Mit der zweiten posthumen Edition erschien also ein nunmehr auf diese Weise gekürztes Vorwort, und zwar in den Ausgaben der Jahre 1598, 1600, 1602, 1604 sowie 1611.³⁹⁴ Im Übrigen enthielten die Editionen der Jahre 1617, 1625 und 1635 jedoch erneut das ursprüngliche, lange Vorwort, wenn auch mit Anpassungen.³⁹⁵ Zwischenzeitlich war es nämlich nicht gänzlich getilgt, sondern lediglich ausgelagert worden in die Editionen von *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne*, und zwar in dessen Ausgaben der Jahre 1599 sowie 1607, wobei es sich bei letzterer um einen Raubdruck handelt.³⁹⁶

Anne R. Larsen betont, dass Marie de Gournays außergewöhnliche Stellung im Verlagswesen ihre einzigartige Autarkie als Herausgeberin ausgemacht habe:³⁹⁷ Anders

389 Vgl. zu Montaignes Sprachstil den Artikel von Chenoweth (2016).

390 Vgl. zu Marie de Gournays Herausgeberschaft und der editorischen Entwicklung der Vorworte zu *Les Essais* Blum (2002), 33–36.

391 Vgl. hierzu Devincenzo (2013), 7, sowie Blum (2002), 34–35: »Marie de Gournay se pose en « fille d'alliance », parle d'elle et de son « très bon père », de l'exceptionnel sentiment qui les unit. Bref, la préface ne correspond pas au genre attendu, Marie de Gournay est indiscreète, se met en scène, utilise Montaigne et son œuvre pour se faire valoir, comme certains ont dû le lui dire.«

392 Vgl. dazu Millet (2018), 1536. »J'ai fait une préface sur ce livre-là dont je me repens, tant à cause de ma faiblesse, mon enfantillage et l'incuriosité d'un esprit malade que par ce que aussi que ces ténèbres de douleurs qui m'enveloppent l'âme ont semblé prendre plaisir à rendre à l'envie cette sienne conception si ténébreuse et obscure qu'on n'y peut rien entendre. Partant, si les imprimeurs de votre pays voulaient d'avantage imprimer les nouveaux *Essais*, ne permettez nullement qu'ils y attachent cette pièce, si je n'ai par avant eu loisir de la vous envoyer corrigée [...].« Gournay (2002g): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse* (2 mai 1596), 1938. Bei dem anderen Brief handelt es sich um ein Schreiben vom 5. November 1595.

393 Bereits 1595, als die erste posthume Edition der *Essais* erschien, legte Marie de Gournay einem Brief an Lipsius eine Ausgabe dieser Edition samt einigen per Hand verfassten Zeilen bei, die als Grundlage für das gekürzte Vorwort der Edition von 1598 dienten. Vgl. Gournay (2002), 273, Anm. B.

394 Vgl. erneut Gournay (2002g): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse* (2 mai 1596), 1938: »Je n'ai pu me garder de faire un long voyage pour voir le désolé tombeau de mon très bon père, et puis pour cette heure entre les bras de sa femme et d'une fille que ses mœurs ne rendent point indigne de lui, ni son esprit aussi qui eut pris la peine de l'instruire. – Ces dames et toute la maison de Montaigne me chérissent à merveille.«

395 Vgl. zu Marie de Gournays Vorworten den Überblicksartikel von Millet (2018).

396 Vgl. Gournay (2002), 273, Anm. A.

397 »Herein lies a major difference between Gournay and other literary women whose authorship is a product of an alliance of male editors, publishers, printers, and correctors: Gournay is herself the editor and corrector of her books. She apparently edited and corrected them in the typographical workshops where they were produced.« Larsen (2016), 165.

als im Falle ähnlicher frühneuzeitlicher *alliance*-Konstellationen zwischen schreibenden Frauen und ihren männlichen Mentoren habe Marie de Gournay in Personalunion sowohl als Herausgeberin als auch als Lektorin gewirkt, und zwar für *Les Essais* wie auch für ihre eigenen Werke.³⁹⁸ Auf diese eigenen Werke Marie de Gournays und die Editionen ihrer gesammelten Schriften wird nachfolgend einzugehen sein. Davor aber soll ihre Entwicklung als Herausgeberin von *Les Essais* nachgezeichnet werden, die für sich genommen bereits einen beachtlichen Prozess der weitergeführten autodidaktischen Bestrebungen sowie des fachlichen und persönlichen Wachstums darstellt. Zur Anfertigung der zweiten, posthumen Edition von *Les Essais*, die 1598 erscheinen sollte, schrieb Marie de Gournay nicht nur ein neues Vorwort, sondern sie verbrachte auch eine Art Studienaufenthalt auf Schloss Montaigne,³⁹⁹ wo sie äußerst gastfreundlich von der Witwe und der Tochter Montaignes empfangen wurde und den schriftlichen Nachlass ihres *père d'alliance* mit den ihr zugesandten Unterlagen verglich.⁴⁰⁰ Wahrscheinlich im Mai 1595 reiste sie an und blieb schätzungsweise bis zum Frühjahr 1596 in der Guyenne.⁴⁰¹ Am Rande sei erwähnt, dass sie hiernach, und zwar im Jahr 1597, auf Vermittlung Lipsius' durch die Niederlande reiste, um dort ihre Neuedition von *Les Essais* bekannt zu machen sowie Kontakte in die Buch- und Verlagswelt zu knüpfen.⁴⁰²

Im Rahmen ihres Aufenthalts in Schloss Montaigne 1595/96 stieß Marie de Gournay auf einen für den Kontext dieser Arbeit noch äußerst wichtig werdenden Halbsatz, den Montaigne erst nach seiner Abreise von Gournay-sur-Aronde für sein Werk geprägt hatte und den sie für die Edition von 1598 aufnahm: *Viresque acquirit eundo*.⁴⁰³ Diese Halbphrase Vergils, die noch näher zu erläutern sein wird, sowie rund hundert Korrekturen notierte sie in einem persönlichen, zur Vorlage für die Neuedition des Jahres 1598 dienenden Handexemplar der Edition von 1595.⁴⁰⁴ Jene 1598 erschienene Neuedition stellte also, auf der Basis der 1596/97 von Marie de Gournay gemachten Korrekturen, den Endtext der posthumen Edition dar und wurde als solcher auch ausgewiesen.⁴⁰⁵ Dabei war die in der Fassung von 1595 noch fehlende Devise *Viresque acquirit eundo* nun enthalten,

398 »Gournays professional years of work as a reader, editor, and corrector shaped her professional writing career, a situation entirely unique to a seventeenth-century woman author. She sought as much control possible over her texts to ensure that every aspect of their editorial creation was to her satisfaction.« Ebd., 166.

399 Vgl. Martin (2005), 656–657.

400 Vgl. zu diesem Aufenthalt auf Schloss Montaigne auch Marie de Gournays Ausführungen in Gournay (2002g): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse (2 mai 1565)*, 1938.

401 Martin (2005), 656–657, gibt als Anreisedatum Ende des Jahres 1595 an und als Endpunkt das Frühjahr des kommenden Jahres. Desan (²2018g), 165, schreibt allerdings, Marie de Gournay sei bereits Anfang Mai 1595 dort gewesen.

402 Über die Reise ist wenig bekannt, Marie de Gournay selbst verliert hierüber nur wenige Worte in ihrer Schrift *Apologie pour celle qui écrit*. Vgl. hierzu Fogel (2004), 131–133.

403 Vgl. Legros (2014/15) sowie Charpentier/Legros (²2018).

404 Dieses Exemplar schenkte sie später ihrer *fille d'alliance* Léonor – der Tochter Montaignes. Hiernach sollte es in den Besitz Montesquieus (1689–1755) gelangen, wobei es von der Forschung als *Exemplaire d'Anvers* bezeichnet wird. Vgl. Balsamo ²2018, 569.

405 Auf dem Titelblatt findet sich die Angabe, es handele sich um eine neue Edition, die sich an jenem Exemplar von *Les Essais* orientiere, das nach dem Tod des Autors aufgefunden worden sei (»prise sur l'exemplaire trouvé après le décès de l'Auteur«). Vgl. Balsamo (²2018c), 577.

und zudem wurde Montaignes *Au lecteur* korrigiert sowie auf das Datum 1. März 1580 gesetzt.⁴⁰⁶ Claude Blum vermutet, dass Marie de Gournay sehr wahrscheinlich hiernach mit Abel L'Angelier brach, da die nächste von ihr betreute Edition von *Les Essais* erst für das Jahr 1617 vorliegt.⁴⁰⁷ Zwischenzeitlich war im Jahr 1602 das Druckprivileg L'Angeliers vom Oktober 1594 erweitert worden, wobei er bei den darauf folgenden Editionen zusätzliche, nicht von Montaigne verfasste und auch nicht von ihm vorgesehene Paratexte abdruckte, die sich in einem Raubdruck – der Genfer Edition von Pyramus de Candolle (1566–1626) alias Jean Doreau – befanden.⁴⁰⁸ Es handelte sich um eine Kurzvita Montaignes sowie ein Inhaltsverzeichnis für die verschiedenen Bücher und einzelnen *essais*. Im Jahr 1608 nun hatte L'Angelier angesichts der steigenden Anzahl von Raubdrucken des Werks sein Druckmonopol aufgegeben und an ein Pariser Druck- und Herausgeberkollektiv abgetreten, das sich zu dritt das ab 1608 für zehn Jahre gewährte Druckprivileg teilte und dies, ab 1611 nun zu viert, auch für das Druckprivileg für die weiteren Editionen tat.⁴⁰⁹ Diese Edition des Jahres 1608 erhielt einige Neuerungen, darunter die Hinzufügung einer Gravur, und zwar das Porträt Montaignes von Thomas de Leu (1560–1612).⁴¹⁰ Die Editionen der Jahre 1617, 1625 und 1635 entstanden wieder unter Beteiligung Marie de Gournays, allerdings nicht mehr unter ihrer alleinigen Herausgeberschaft.⁴¹¹ Sie erhielt am 28. November 1614 ein auf ihren Namen ausgestellttes Druckprivileg für die Dauer von zehn Jahren, trat es jedoch am Tag seiner Ausstellung an ein Pariser Drucker- und Herausgeberkollektiv ab, das am 8. Mai 1617 die fertiggestellte Drucklegung einer neuen Edition verkünden konnte, die von der Forschung als *Édition Nivelle* bezeichnet wird.⁴¹² Als Neuerung erhielt sie erstmals die von Marie de Gournay geleistete Übersetzung der lateinischen Zitate im Text.⁴¹³ Für die Edition von 1625, heute aufgrund des an der Drucklegung beteiligten Druckers Rémy Dallin (?–?) *Édition Dallin* genannt,⁴¹⁴ war schließlich der Kreis der mitwirkenden Editoren und Druckleger um 14 Personen angestiegen.⁴¹⁵ Auch was die letzte von ihr besorge Edition anging, trat Marie de Gournay am 28. August 1635 ihr Druckprivileg, das ihr zwei Jahre zuvor, am 13. September 1633, für

406 Ebd.

407 Balsamo (2018c), 577.

408 Desan (2018h), 1558. »Jean Doreau« ist das Pseudonym des calvinistischen Drucklegers Pyramus de Candolle.

409 Ebd., 1559.

410 Vgl. dazu den von Philippe Desan 2007 herausgegebenen Bildband *Portraits à l'essai. Iconographie de Montaigne* zu Montaignes »*imaginaire pictural*« (vgl. das Vorwort, 12). Hiermit wurde eine Fülle von Darstellungen inventarisiert, die Montaigne zum Gegenstand haben – von Gemälden über Karikaturen und Illustrationen bis hin zu Büsten und Statuen. Ausführungen zu der Gravur von Thomas de Leu finden sich ebd., 42–43. Anzumerken ist, dass Montaigne zu keinem Zeitpunkt intendierte, ein offizielles Porträt seiner selbst in *Les Essais* aufzunehmen.

411 Vgl. dazu und zum Folgenden Desan (2018h), 1558–1560.

412 Vgl. zu dieser Bezeichnung Devincenzo (2013), 3. In dem Kollektiv befanden sich Pariser Druckkollegen, die bereits bei der Erstellung der Edition des Jahres 1608 mitgewirkt hatten. Dabei handelte es sich um François Gueffier, Jean Petit-Pas, Charles Sevestre, Michel Nivelle (?–?) und Claude Rigault. Vgl. ebd., 1559.

413 Devincenzo (2013), 3.

414 Ebd.

415 Desan (2018h), 1559.

die Dauer von sechs Jahren gewährt worden war, an Jean Camusat (gest. 1639) ab – die entsprechende Edition wird deshalb auch als *Édition Camusat* betitelt.⁴¹⁶ Damit scheint die *filles d'alliance* ihre monopolhafte Stellung als Wächterin über das Textmonument *Les Essais* verloren zu haben, doch sehr wahrscheinlich – so stellt Devincenzo fest – war Marie de Gournay zu jenem Zeitpunkt absichtlich lediglich als Korrektorin und Teilübersetzerin des Werks ihres verstorbenen ›Vaters‹ aufgetreten und nicht mehr als Editorin.⁴¹⁷ So wurden, wie bereits anhand des Vorgehens Abel L'Angeliers für die Editionen ab dem Jahr 1612 aufgezeigt, im Laufe der verschiedenen Auflagen und Fassungen von *Les Essais* aus buchmarkt- und rezeptionsorientierten Gründen zahlreiche Paratexte und Zusätze zum ursprünglichen Text hinzugefügt, mit denen Marie de Gournay nicht oder nur partiell einverstanden war, die sie jedoch auf Bitten der Druckleger zuließ, da sie beim Lesepublikum Anklang fanden.⁴¹⁸ Bei diesen Editionen korrigierte sie peinlich genau typographische und orthographische Fehler im Text, machte jedoch auch eigenständig sprachliche Anpassungen, die sie angesichts des Zeitgeistes für geeignet hielt, und übersetzte die im Werk eingewobenen Textauszüge – zunächst die lateinischen, schließlich die griechischen und die italienischen Zitate.⁴¹⁹

Auch jene Übersetzungen der fremdsprachigen Zitate, die Marie de Gournays wie erwähnt erstmals für die Editionen ab 1617 vornahm, sind zu diesen rezeptionsorientierten Aus- und Umbaumaßnahmen von *Les Essais* und als Beitrag zu diesem man möchte sagen ›vulgarisierenden‹ Vorgehen zu zählen, wobei andererseits diese Übersetzungstätigkeit auch eine Möglichkeit für Marie de Gournay darstellte, ihr philologisches Können zu zeigen.⁴²⁰ Es mag überraschen, dass die ansonsten eigensinnig wirkende Herausgeberin, die als vehemente Hüterin des Textmonuments Montaignes auftrat, sich letztlich jenen sukzessiven Modifikationen aus buchmarktorientierten Gründen in Form von Zusätzen nicht versperre. Hier verwies sie allerdings darauf, dass sie dieser Abmachung zwar zustimme, jedoch nicht ohne ihrem Unmut darüber schriftlich Ausdruck zu verleihen.⁴²¹ Außerdem ist zu bedenken, dass Marie de Gournay, was insbesondere ihre eigenen Werke betraf, seit jeher zwischen der Einwilligung in Vorgaben von verlegerischer Seite und einer ansonsten drohenden Nicht-Publikation abwägen musste: Bereits mit *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* hatte sie sich im Jahr 1594 den Direktiven L'Angeliers beugen müssen, der zwar schon zuvor Literatur von Frauen in sein Programm aufgenommen hatte – er verlegte erstmals die gemeinsam publizierten Schriften des Mutter-Tochter-

416 Ebd., 1558, und Devincenzo (2013), 3.

417 Devincenzo (2013), 3–4.

418 Ebd., 4.

419 Vgl. zu Marie de Gournay als Übersetzerin der Zitate in *Les Essais* Devincenzo (2013), 3, sowie Worth-Stylianou (2002), 64–79.

420 Devincenzo (2013), 3.

421 Vgl. dazu ihre Ausführungen im Vorwort der 1617 erschienenen Edition von *Les Essais*, zitiert nach Fogel (2004), 209, Anm. 30: »Après tout, je reconnais que cette recherche et ces côtes d'Auteurs eussent été dédaignées par mon père ; et moi-même n'en faisait pas grand compte : mais trois raisons m'ont forcée de les entreprendre.«

Gespanns Madeleine und Catherine Des Roches⁴²² –, im Falle von *Le Proumenoir* jedoch darauf pochte, dass die von Marie de Gournay zu erwartende Publikation ein Roman mit Liebesthematik zu sein hatte.⁴²³ Sodann leistete die in Liebesdingen gänzlich unerfahrene junge Gelehrte diesen Anweisungen des Drucklegers in ihrer Art Folge, indem sie eine am Genre der *histoires tragiques*⁴²⁴ geschulte, zudem von Plutarch (um 45–um 125)

422 Fogel (2004), 183, stellt die diesbezüglichen, am Buchmarkt orientierten und damit pragmatischen Überlegungen L'Angeliers heraus: »Jeune, il [L'Angelier] avait pris le risque d'éditer les premières œuvres des Dames des Roches sous leur nom, puis il avait refusé leurs secondes œuvres ; il avait accepté la suite de leurs travaux savants parce qu'elle s'accompagnait de lettres qu'il pouvait intégrer à une série de correspondances en cours de publication.« Vgl. zu den Dames des Roches ebd., 164–174, sowie die Artikel von Pieper (1997), Lazard (1990) und Patel (2021). Vgl. außerdem die Ausführungen zum verlegerischen Ehepaar L'Angelier–de Louvain, das heißt zu Abel L'Angelier und zu dessen bereits vor der Heirat mit ihm im Verlagswesen tätigen, einflussreichen Frau, Françoise de Louvain (1574–1620), in Warner (2011), 30–31, 163–186, sowie die dem Paar gewidmete Monographie von Balsamo/Simonin (2002) und die Ausführungen in Zimmermann (2005), 99 : »Françoise de Louvain überlebt sogar noch ihren bedeutend jüngeren Mann Abel und vermacht ihr Unternehmen 1621 ihrer Tochter Marie L'Angelier (1574–vor 1631). [...] Erst mit ihrer Tochter Françoise Patelé (1602–1684) sinkt der Stern des Unternehmens.« Besonders zu berücksichtigen ist die gesamte Passage in ebd., 97–100, zu Buchhändlerinnen und Verlegerinnen.

423 Vgl. dazu Fogel (2004), 183–185.

424 Im Falle von *Le Proumenoir* wurde der Roman bei seiner Publikation zunächst nicht als *histoire tragique* ausgewiesen, sondern als *roman discourant*, was eine von Marie de Gournay eingeführte Gattungsbezeichnung darstellt, die auf dem französischen Verb *discourir* fußt, das für langes, ausschweifendes Reden steht: Als Inspiration für *Le Proumenoir* dienten nämlich, glaubt man den Ausführungen Marie de Gournays in der Widmungsepistel (vgl. de Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1282), lange Gespräche mit Montaigne auf Spaziergängen in Gournay-sur-Aronde, als dieser sich 1588 bei einem seiner Besuche auf dem dortigen Anwesen ihrer Familie mehrere Wochen aufhielt. Auf den konstruierten Rahmen des gemeinsamen, wahrscheinlich nicht in dieser Form stattgefundenen Spaziergangs wird im kritischen Apparat bei Gournay (2002): *Épître Proumenoir*, 1282, Anm. B, hingewiesen: »Il existe de bonnes raisons pour penser que le scénario de l'invention du *Proumenoir* qui va être proposé est pure fiction. Si la lettre à Juste Lipse du 25 avril 1593 évoque bien des vers composés quatre ans auparavant, elle ne dit mot du *Proumenoir*. [...]« Interessant ist überdies, dass Marie de Gournay erst im Jahr 1623 – und zwar auf Betreiben ihres damaligen Verlegers Toussaint du Bray (um 1580–1637), der sich auf die Gattungen *roman sentimental* und *histoire tragique* spezialisiert hatte – den Text unter dem neuen Titel *Alinda. Histoire tragique* herausbringen ließ (vgl. zur ›Wanderung‹ von *Le Proumenoir* zwischen den Gattungen Cremona (2019), 276). Grundlegend für die Herausbildung der *histoires tragiques* in Frankreich gilt die Sammlung von insgesamt 214 Novellen durch Matteo Bandello (ca. 1485–ca. 1561), die dieser nach dem Vorbild Boccaccios verfasste. Das Geburtsjahr der *histoires tragiques* darf mit 1559 angesetzt werden, als ein Gelehrter aus dem Kreis um Margarete von Navarra, Pierre Boaistuau (um 1520–1566), sechs dieser *novelle* Bandellos ins Französische übersetzte (vgl. dazu und zum Folgenden Mazouer (2009), 74, sowie Ferrari (2003), 18–19). Hiermit begründete Boaistuau eine in Frankreich sehr gefragte Gattung, deren Erfolg ein halbes Jahrhundert anhalten und in François de Rossets (1571–1619) äußerst erfolgreichen *Histoires tragiques de notre temps* (1614/19) ihren Höhepunkt finden sollte. Zunächst nahm sich jedoch François de Belleforest (um 1530–1583) der Übersetzungsarbeiten Boaistuaus an, indem er die Vorlage Bandellos deutlich durch Ausschmückungen erweiterte, wobei seine Tätigkeit in insgesamt sieben Sammelbände mündete. Von dem außerordentlichen Erfolg der Arbeit de Belleforests zeugt eine Reihe von Nachahmern, wobei insbesondere Jacques Yver (1520–1572), Vérité Habanc (?–?) und Bénigne Poissenot (um 1558–um 1586) zu nennen sind. Entscheidend ist die Wendung, die Belleforest der Gattung gab, indem er mit frohsinnigen Elementen bedachte

und Claude de Taillemont (um 1504–um 1588) inspirierte,⁴²⁵ äußerst tragisch endende Liebesgeschichte eines morganatischen, jungen Ehepaares verfasste.⁴²⁶ Diese versetzte

Geschichten aus der Textsammlung eliminierte und nur noch solche in ihr beließ, die dem Epitheton *tragique* tatsächlich zu entsprechen vermochten: In der narrativen Form und Kürze der Novelle verwandt, setzt sich die *histoire tragique* also von dieser in ihrer »l'esthétique hyperbolique de la violence et de l'horreur qui la caractérise« (Ferrari (2003), 18) ab. Doch bereits ab den 1580er Jahren verwässerten diese Vorgaben zusehends, denn aufgrund des Erfolges des Formats geriet *histoire tragique* zu einem Etikett, das die Verschränkung der Gattung mit anderen zeitgenössischen narrativen Formen opak beließ. Den Werken gemein ist allerdings ein weitestgehend ähnliches narratives Schema (vgl. Ferrari (2003), 26–29): An allgemeine Reflexionen politischer oder moralischer Natur schließt sich eine Geschichte an, die diese exemplifiziert, wobei sie ihren didaktischen Wert insbesondere aus ihrem verhängnisvollen, meist mit dem Tod einer oder mehrerer Protagonisten verbundenen Ende bezieht.

425 Der narrative Haupttext von *Le Proumenoir* steht thematisch in keinerlei Verbindung zu Montaigne, sondern wurde nahezu vollständig Claude de Taillemonts (1504–1558) bukolischem Roman *Discours des champs faëz* (1553) entlehnt, was Marie de Gournay jedoch unter der Behauptung, sie habe den Titel der Vorlage vergessen, unerwähnt lässt – sie spricht lediglich von Plutarch und dessen »Accidens de l'amour«, die Gesprächsthema zwischen ihr und Montaigne gewesen seien. Vgl. de Gournay (2002v): *Épître Proumenoir*, 1283, Anm. A). Bemerkenswerterweise findet sich kein direkter Verweis darauf, dass Marie de Gournay wahrscheinlich die französische Übersetzung der Werke Plutarchs von Jacques Amyot (1513–1593) – *Les Œuvres morales et meslées de Plutarque, traduites du grec en françois* (1572) – gelesen hat, in der sich Plutarchs »Estranges accidents advenus pour l'Admour« befinden. Vgl. Amyot (1572), 505–507.

426 Vgl. de Gournay (2002w): *Proumenoir*. Der König der Perser ist von Artabasus, König der Parthen, in einer Schlacht besiegt und gefangengenommen worden. Im Gegenzug für die Freilassung des Perserkönigs begehrt Artabasus allerdings Alinda, die Tochter des Onkels seines Gegners. Zu diesem Zeitpunkt ist jener zum Nachfolger seines Bruders aufgestiegen, also bereits aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung dazu genötigt, in diesen »Tauschhandel« einzuwilligen. Deshalb wird er seine Tochter Alinda – die zugleich die auf ihn folgende Thronerbin gewesen wäre, da der Perserkönig keine weiteren Kinder hat – ins Reich des Artabasus ziehen lassen müssen. Letztendlich durch die ermahnenden, an ihre Vernunft appellierenden Worte des Vaters überzeugt, reist Alinda im Gefolge desselbigen ihrer Hochzeit entgegen. Zur Zwischenrast kehren sie und ihr Vater auf halbem Wege bei einem älteren Edelmann ein, dessen Sohn Leontin ein äußerst wohlgestalteter junger Mann ist. Nach anfänglicher Schüchternheit, doch unverhohlener und beidseitiger Bewunderung, entzieht sich Alinda letztendlich ihrer Pflicht zur Heirat: Sie und Leontin türmen gemeinsam und werden noch auf dem Schiff, das sie nach Italien bringen soll, getraut. Allerdings kentert es, und die beiden stranden an der Küste einer kargen thrakischen Landschaft. Othaculus, ein älterer und wohlhabender Einheimischer, rettet Alinda und Leontin und lädt sie in sein Haus ein. Diese Rettung hat jedoch katastrophale Folgen, denn Othaculus verliebt sich nach kurzer Zeit in Alinda, die seine Gefühle jedoch nicht erwidert. Aufgrund der Abhängigkeit, in der Leontin und sie sich in der Obhut von Othaculus befinden, berichtet Alinda Leontin zunächst nichts von diesem Liebesgeständnis. Othaculus fasst zwischenzeitlich den Plan, Alindas Zustimmung zu einer amourösen Beziehung mit ihm zu erzwingen, indem er seine Schwester, Ortalde, Leontin verführen lassen will, da diese sich in ihn verliebt hat. Die von Leontin schwangere Alinda leidet, denn tatsächlich erwidert dieser bereitwillig die Annäherungsversuche Ortaldes. Zwar gesteht Alinda Leontin nun, dass sie ihm die bisherigen Annäherungsversuche des Othaculus verheimlicht habe. Doch Leontins beschwichtigende, ihr gegenüber aber zunehmend gleichgültigen Worte lassen auf das fortgeschrittene Erkalten seiner Gefühle für Alinda schließen. Als Alinda schließlich Leontin und Ortalde durchs Schlüsselloch beim Liebesspiel erblickt, beschließt sie, tief verletzt, Leontin nicht zur Rede zu stellen. Vielmehr bestimmt sie, dass allein ihr eigener Tod und der ihres ungeborenen

sie mit langen, moralisierenden Digressionen, unter anderem zur oftmals unterlegenen gesellschaftlichen Position von Frauen in Liebesdingen.⁴²⁷ Die Edition von *Les Essais* des Jahres 1635 schließlich ist besonders, denn es handelte sich um jene letzte von Marie de Gournay besorgte Fassung, die – auch wenn sie, wie dargestellt, ihr Druckprivileg nach zwei Jahren abtrat – sie mit dem dazugehörigen Vorwort als endgültig verstanden wissen wollte.⁴²⁸ Das hierin abgedruckte Vorwort sollte zu einer Hommage an Montaigne und deshalb zu einer Art Testament werden, was Marie de Gournays Arbeit als Editorin an und für *Les Essais* anbelangt.⁴²⁹ Zwar nahm sie jenes »lange« Vorwort von 1595 auch hier erneut wieder auf, das sie zuvor aufgrund der herben Kritik an ihrer allzu großen Emotionalität ja entfernt hatte, doch es erfuhr dabei wichtige inhaltliche Modifikationen, die eine gereifte und die nötige intellektuelle Distanz einnehmende Intellektuelle zeigen.⁴³⁰

-
- Kindes den Ausgang aus dieser kränkenden Situation darstellen können. Durch eine List organisiert sie nun ihre eigene Ermordung im Hause des Othacrus: Vordergründig willigt sie in die Heirat mit diesem ein, jedoch unter der Bedingung, er solle zuvor eine ältere Hausangestellte ermorden lassen, die hinter ihrem Rücken im Hause schlecht über das allzu vertraute Verhältnis zwischen ihr und Othacrus gesprochen habe. Nachdem Othacrus einwilligt, zieht sich Alinda unter dem Vorwand, sie müsse sich erholen, eine Nacht zurück. Sie weist ihre Dienerin an, niemanden zu ihr zu lassen, und übergibt ihr einen Brief an Leontin, den dieser am Morgen erhalten solle. In dem Schriftstück schildert sie die Beweggründe dafür, warum sie sich selbst und das ungeborene Kind getötet habe, wobei sie in einigen Passagen das noch nicht geborene und bald durch ihre Hand zu Tode kommende Kind in ihrem Leib direkt adressiert, um es zu bedauern. Daraufhin legt sie sich in das Bett der vermeintlichen Hausangestellten, deren Ermordung sie angewiesen hat. Grausam lässt sie sich durch die von ihr erwarteten Lakaien des Othacrus, welche die im Bett eingehüllte Alinda nicht erkennen, sondern sie für besagte Angestellte halten, erstechen. Am Morgen finden Othacrus, Leontin und Ortalde die Tote. Vom Schmerz des Verlustes seiner eigentlichen Frau sowie seines Kindes überwältigt, bereut Leontin, in wieder entflammter Liebe zu Alinda, sein Verhalten und stürzt sich letztendlich neben der Leiche seiner Frau ins Schwert. Othacrus und Ortalde hingegen verfallen nach der Beisetzung der beiden Leichen in tiefe, nachhaltige Trauer und Depression.
- 427 Es sollte ebendiese Passage sein, die im Laufe der Jahre und der verschiedenen Editionen aus *Le Proumenoir* entfernt und 1622 zu dem eigenständigen Traktat *Égalité des Hommes et des Femmes* werden sollte.
- 428 Vgl. dazu Desan (2018f) sowie Desan (2018h), 1559. Bei dem Haupttext von *Le Proumenoir* handelt es sich um einen Erzähltext, den eine bewertende narrative Stimme auszeichnet: In regelmäßigen Abständen unterbricht sie die fortgeführte Darstellung der Handlung, um im Zuge mehrerer längerer Digressionen kommentierend einzugreifen. Es handelt sich hierbei nicht um deskriptive Pausen, sondern dadurch erfolgt jedes Mal der Eintritt in einen verwandten, aber thematisch vom Haupttext gänzlich abgetrennten Diskursraum. Die Forschungsliteratur zu *Le Proumenoir* ist reich, wobei hier lediglich exemplarisch, als Klassiker der feministischen Forschung, Domna Stanton's Artikel genannt sein soll, mit dem sie den Roman unter dem Gesichtspunkt »Women as Object and Subject of Exchange« analysiert; vgl. Stanton (1983). Zudem sei auf die Marie de Gournay und *Le Proumenoir* gewidmeten Kapitel in Margot Brinks Monographie zu *Topoi der EntSagung* (2015), 117–141, verwiesen.
- 429 »Marie de Gournay demande ainsi qu'on la croit une fois pour toutes ; sa connaissance de Montaigne et des *Essais* lui donne une prérogative : « J'ose dire que la connaissance toute particulière, que j'ai de cet Ouvrage, mérite que la même postérité s'oblige de mes soins, et s'y fie. »« Desan (2018f), 579.
- 430 »Même si Gournay lutta presque toute sa vie pour l'égalité des sexes, elle sera pourtant moins combative vers la fin de sa vie. Ainsi, sa préface de 1635 est certainement moins « agressive » et plus « réfléchie » que celle de 1595. [...] L'autorité de cette nouvelle édition lui permet d'établir

Somit ist es nicht deckungsgleich mit dem ursprünglichen, entfernten Vorwort, sondern zeigt, wie beispielsweise auch anhand der Editions-geschichte von *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* deutlich wird, dass ein und derselbe Text in seiner strukturellen Form sowie seiner inhaltlichen Zusammensetzung eine komplexe Entwicklung und mannigfache Veränderungen durchlaufen konnte.

Marie de Gournays Widmungsepistel an Richelieu, vorangestellt jenem Vorwort der Edition von *Les Essais* des Jahres 1635, ist für den Kontext dieser Arbeit besonders wichtig und wird deshalb an anderer Stelle intensiv zu besprechen sein: Nicht nur bezeichnet sie dort *Les Essais* als ihr ›Waisenkind‹, sondern sie trägt es für die Zeit nach ihrem Ableben Richelieu selbst an, den sie als ›Pate‹ dieses ›Kindes‹ sieht.⁴³¹ Mit der aus ihrer Sicht feststehenden Fassung des Werks definierte sie 1635 also einen Text als endgültig, der sich zuvor auch posthum beständig in Veränderung befand.⁴³² Ein Textmonument war hierdurch entstanden, das, wie Philippe Desan bemerkt, eher barock als tatsächlich im Stile Montaignes daherkam, und zwar aufgrund der zahlreichen genannten zusätzlichen Texte, durch die der Schriftkorpus im Laufe der Zeit aufgrund buchmarktorientierter Erwägungen angereichert worden war.⁴³³ Nicht nur diese Zusätze warfen ab Beginn des 20. Jahrhunderts die Frage nach der authentischsten Fassung von *Les Essais* auf, sondern auch Abweichungen, die zwischen der ersten posthumen Edition und EB festgestellt wurden.

Aus dem zuletzt genannten Punkt entwickelte sich ein Forschungsdisput, der bis heute ungelöst ist und die Einschätzung Marie de Gournays als Herausgeberin bestimmt. Allerdings würde es den Rahmen der vorliegenden Arbeit übersteigen, diese Forschungsdebatte im Detail zu schildern; eine Skizze der wichtigsten Etappen muss daher genügen.

Im 17. Jahrhundert galten die Edition von 1598 und schließlich jene von 1635 als vorbildgebende Fassungen für den Nachdruck von *Les Essais*.⁴³⁴ Letztere wurde von Marie de Gournay als über ihr Ableben hinaus sakrosankte Edition definiert. Doch Marie de Gournays Wirken als Editorin und Herausgeberin sollte sie ab Mitte des 19. Jahrhundert zum Mittelpunkt eines Forschungsdisputes machen, wobei die von ihr besorgte, erste

une certaine distance critique vis-à-vis de ce texte pour lequel elle éprouve une affection peu commune.« Ebd., 579.

431 Vgl. dazu insbesondere Philippe Desans Ausführungen in »« Cet orphelin qui m'estoit commis » : la Préface de Marie de Gournay à l'édition de 1635 des *Essais*«, in: Desan (2001), 193–216.

432 »L'épître à Richelieu qui précède la longue préface de Marie de Gournay laisse entendre que cette « édition nouvelle, exactement corrigée selon le vrai exemplaire » représente un dernier hommage et un véritable adieu aux *Essais*. Marie de Gournay se montre sous une lumière nouvelle : plus conciliante envers ses détracteurs, elle tente de redorer un peu son blason.« Desan (2018f), 579.

433 »On peut dire que cette édition symbolise un dernier monument à la gloire et à la mémoire de Montaigne, mais un monument baroque et certainement moins montaignien que l'édition L'Angelier de 1595. De la forme simple des premiers essais et des premières éditions, on est passé lentement mais sûrement à des éditions bien emballées – les *Essais* sont en passe de devenir un objet sciemment « emballé » avec un paratexte toujours plus considérable au fil des décennies.« Ebd.

434 Vgl. Blum/Balsamo (2018), 574.

posthume Edition von 1595 gegen EB aus dem Jahr 1588 abgewogen oder vielmehr der Text von 1595 mit weiteren, von Montaigne bis zu seinem Tod erstellten Schriftdokumenten, die mit EB zusammenhängen, verglichen wurde.⁴³⁵ Bei einem Abgleich zwischen EB und 1595 zeigte sich nämlich, dass mehrere tausend kleinere und größere Abweichungen zwischen den beiden Texten bestehen, woraufhin Zweifel an der originalgetreuen Arbeit Marie de Gournays als Herausgeberin laut wurden. Wichtig bei dieser Debatte ist also, dass es nicht um die Frage nach der letzten feststehenden Version von *Les Essais* geht – dies wäre ja aus historischer Perspektive jene des Jahres 1635, die von Marie de Gournay als endgültig definiert wurde. Zum Diskussionspunkt wurde vielmehr die Suche nach der authentischsten, will heißen: am meisten dem Willen Montaignes entsprechenden Version seines Werks. Dreh- und Angelpunkt der Suche nach dieser authentischsten Fassung von *Les Essais* ist das nachweislich zuletzt von Montaigne verfasste Textdokument: Da verschiedene Fassungen des Werks, die für den Druck gedacht waren und nach 1588 entstanden, nicht mehr überliefert sind, ist dies aus Sicht zahlreicher Forscherinnen und Forscher das *Exemplaire de Bordeaux*. Es ist wahrscheinlich, dass EB nach Montaignes Tod von dessen Witwe dem religiösen Orden der Feuillants – einer Kongregation von Zisterziensern in Bordeaux, in deren Kapelle Montaignes Leichnam beigesetzt wurde⁴³⁶ – zur Aufbewahrung in der dortigen Bibliothek übergeben wurde, allerdings ist der genaue Zeitpunkt der Übergabe strittig.⁴³⁷

Die Frage der Authentizität ist wichtig, da zahlreiche Abweichungen zwischen EB und der Edition von 1595 kaum zu erklären und tatsächlich einem Fehlverhalten Marie de Gournays zuzurechnen wären, wenn sie ihre editorische Arbeit am originalen EB vollzogen hätte. Ende des 18. Jahrhunderts wurde EB wiederentdeckt, als das Kloster der Feuillants während der Französischen Revolution verwüstet wurde und die Bibliothek des Ordens in staatlichen Besitz übergang, wobei EB später in den Bestand der *Bibliothèque municipale de Bordeaux* gelangte.⁴³⁸ Anfang des 20. Jahrhunderts waren Anstrengungen unternommen worden, EB in einer kritischen Edition lesbar zu machen und es als einzig vertrauenswürdige Fassung von *Les Essais* zu etablieren, nämlich zunächst durch die von Fortunat Strowski erstellte kritische Edition – genannt *Édition Municipale* (EM) –, die von François Gibelin zu Ende geführt wurde.⁴³⁹ Anfang des 20. Jahrhunderts wa-

435 Vgl. dazu Balsamo (2018), 569. Im Zeitraum 1600 bis 1649 wurden 16 Editionen herausgegeben.

436 Vgl. zum Feuillants-Orden Legros (2018c) sowie zur Grablege Montaignes Balsamo (2018d).

437 Vgl. erneut Legros (2018c) und Balsamo (2018d). Nach dem Tod ihres Mannes erhielt Françoise de Montaigne vom Orden der Feuillants in Bordeaux die Genehmigung, die sterblichen Überreste ihres Mannes – ausgenommen sein Herz, das in der Grablege von Montaignes Vater, Pierre Eyquem, in der Kapelle des Schlosses Montaigne bestattet wurde – in der Église des Feuillants in Bordeaux beizusetzen. Dort verblieben sie bis 1793, mussten zuvor jedoch wegen Zerstörung und Wiederaufbau der Kirche, schließlich aufgrund eines Rechtsstreits im Jahr 1604, zwischen der Familie Montaignes und jener Florimond de Raymonds (1540–1601), umgebettet werden.

438 Vgl. zu EB Balsamo (2018e).

439 Diese Edition entstand in Konkurrenz zu der von Arthur-Antoine Armaingaud erstellten *Édition Typographique*. Hierzu bemerkt Sarah Bakewell: »Both books had a key feature in common: having worked so hard to get access to the physical Bordeaux Copy, their editors were determined to stick to it, and to ignore Marie de Gournay's readily available published version almost entirely. They also shared a highly un-Montaignesque tendency to consider themselves the source of the final, unchallengeable word on all matters of Essays textual scholarship.« Bakewell (2011), 305.

ren Forscher wie Strowski sowie Pierre Villey noch davon ausgegangen, dass die Abweichungen zwischen EB und der ersten von Marie de Gournay erstellten Edition sowohl auf beim Druck unterlaufene Fehler und auf Transkriptionsfehler als auch auf mutwillig von Marie de Gournay vorgenommene Textmodifikationen zurückzuführen seien.⁴⁴⁰

Diese Annahmen berücksichtigen jedoch nicht, dass die Edition von 1595 passagenweise einen weitaus treffenderen und ausgearbeiteteren Text bereithält als EB.⁴⁴¹ Wie eingangs erwähnt, setzte sich zudem die Edition von 1595 erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts als Referenztext durch, bevor sie wiederum im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf den Prüfstand gestellt wurde.⁴⁴² In den 1970er Jahren wurde jedoch Marie de Gournays Arbeit rehabilitiert: Die Abweichungen seien entstanden, weil sie die Edition von 1595 anhand eines zweiten, von EB abweichenden, inzwischen verschollenen und ebenfalls von der Hand Montaignes verfassten Textes erstellt habe, schlugen Richard Sayce und David Maskell vor.⁴⁴³ Bei diesem Referenztext habe es sich um eine von Montaigne noch zu Lebzeiten erstellte oder zumindest von ihm beaufsichtigte Abschrift von EB gehandelt, die von Maskell als »Copie de Montaigne« bezeichnet wird.⁴⁴⁴

Bereits Reinhold Dezeimeris hatte Mitte des 19. Jahrhunderts die Hypothese formuliert, Marie de Gournay habe die Ausgabe von 1595 nicht gemäß den *allongails* in EB angefertigt, sondern auf der Grundlage eines anderen Textes.⁴⁴⁵ Die letztendlich von Marie de Gournay zur Drucklegung der Edition von 1595 benutzte Interimsfassung des Textes, die Montaignes Witwe und Pierre de Brach ihr nach Paris zustellten, wird in der Forschung als »Exemplar« bezeichnet.⁴⁴⁶ »Exemplar« sei jedoch nicht mit »Copie de Montaigne« zu verwechseln; es bezeichne ein von Marie de Gournay für den Druckleger zum Druck der Edition von 1595 erstelltes Dokument, das sich zwar an »Copie de Montaigne« orientiert habe, jedoch – der fertigen Edition nach zu urteilen – nicht mit dieser identisch sei.⁴⁴⁷

Aufgrund der in der Frühen Neuzeit üblichen Praxis, für den Druck dienende Vorlagen nach der Drucklegung zu entsorgen, ist »Exemplar« nicht überliefert, weshalb die eben referierten Annahmen hypothetisch bleiben, zumal Marie de Gournay hierzu keine Angaben macht,⁴⁴⁸ obgleich sie sich über die schwere Leserlichkeit der ihr von de Brach nach Paris gesandten Dokumente, die ja wiederum eine Transkription der im Nachlass

440 Vgl. hierzu Devincenzo (2013), 9.

441 Darauf weist Balsamo (2018), 570, hin.

442 Vgl. hierzu erneut Blum/Balsamo (2018), 574.

443 Vgl. Desan (2018b), 689–690.

444 Ebd.

445 Vgl. dazu Devincenzo (2013), 9.

446 »On appelle *Exemplar* l'édition de 1588 comportant des annotations de Montaigne qui servit à la fabrication du texte de l'édition posthume des *Essais* de 1595. En soi l'*Exemplar* (aujourd'hui perdu) est différent de l'Exemplaire de Bordeaux.« Desan (2018b), 689.

447 »La copie établie par Marie de Gournay portait ainsi le dernier état des *Essais*, le texte établi pour l'impression ; celui-ci ne se confond pas avec celui que Montaigne avait laissé à sa mort, au stade ultime de sa rédaction. La copie d'imprimeur, désignée parfois sous le terme d'*exemplar*, ne s'identifie pas non plus à la copie d'auteur que l'éditrice avait reçue de Mme de Montaigne, même si elle la reproduit.« Balsamo (2007), XLIV.

448 »Sur l'existence de cette transcription nous n'avons pourtant aucune preuve et Marie de Gournay reste muette sur cette hypothétique copie.« Desan (2018h), 165.

Montaignes gefundenen Papiere darstellten, beschwerte.⁴⁴⁹ Im Übrigen sind einige Varianten bereits auf den Entstehungsprozess der ersten posthumen Edition zurückzuführen, denn die ersten beiden Bücher des insgesamt dreibändigen Werks *Les Essais* wurden für die Edition von 1595 simultan zur Drucklegung des dritten Buches gedruckt, wobei zwei Gruppen von Druckern parallel arbeiteten.⁴⁵⁰ Aus diesem Grund weist das dritte Buch eine von den ersten beiden Bänden verschiedene Paginierung auf, während die Edition von 1588 in diesem Punkt noch einheitlich gestaltet war. Nicht nur deshalb lassen sich zwischen EB und der Edition von 1595 zahlreiche Varianten feststellen, sondern auch, da handschriftliche Korrekturen noch während des Druckprozesses hinzugefügt wurden. Hierbei ist, um nur ein Beispiel zu nennen, allein die Editions-geschichte des Vorworts Montaignes an die Leserin und den Leser, *Au lecteur*, für sich genommen ein komplexer Fall.⁴⁵¹ Die betreffende Seite ging während des Druckvorgangs verloren und wurde später wiedergefunden, worauf sie zumindest in bestimmten Ausgaben erschien.⁴⁵² Allerdings wurde das angegebene Datum nun erneut korrigiert, nachdem bereits Montaigne es noch zu seinen Lebzeiten mehrfach geändert hatte.⁴⁵³ Allerdings ist es erwiesen, dass die festgestellten Varianten nicht nur auf den Druck und die Abschrift verschiedener Textbestandteile zurückzuführen sind, sondern Marie de Gournay bewusst Textpassagen im Laufe der von ihr beaufsichtigten Editionen veränderte, und zwar wahrscheinlich, um das Werk dem Zeitgeist etwas mehr anzupassen.⁴⁵⁴ In der Forschung wurde dieses Vorgehen mit einer ähnlichen Anpassung Marie de Gournays verglichen, die jedoch ungleich gravierender und gewagter war. Im Jahr 1624 hatte sie nämlich einen Text Ronsards, den sie Ludwig XIII. widmete und von dem sie vorgab, ihn aus Ronsards Nachlass bezogen zu haben, eigenhändig »angepasst« und »korrigiert«.⁴⁵⁵ Dabei handelt es sich um die 1553 entstandene *Harangue du Duc de Guise aux soudards de Metz*, von deren sprachlichen Veränderung sie sich erhoffte, den König und die Öffentlichkeit

449 »[La transcription étant] [t]âche ingrate, difficile et sans doute imparfaite puisque Marie de Gournay déplorera la difficulté de lecture de la « copie » ainsi soumise à l'imprimeur.« Magnien (2018b), 236.

450 Balsamo (2018), 568.

451 Vgl. dazu und zum Folgenden den Übersichtsartikel zu *Avis au lecteur* von Desan (2018g).

452 Deshalb erschien es nur in bestimmten Ausgaben, da L'Angelier sich die Druckkosten für die Edition von 1595 mit seinem Kollegen Sonnius geteilt hatte, wodurch dieser einen gewissen Anteil der Auflage für sich beanspruchte und diese selbst drucken ließ; vgl. Desan (2018g), 165–166. Da Marie de Gournay bei ihrem Aufenthalt auf Schloss Montaigne laut Desan (vgl. ebd.) erst im Mai 1595 auf das fehlende Vorwort stieß und danach L'Angelier zukommen lassen konnte, vermochte dieser es nicht mehr in die bestehenden, sondern nur noch in weitere, noch zu druckende Exemplare zu integrieren. Hierdurch fehlt in rund der Hälfte der von L'Angelier herausgegebenen und heute noch überlieferten Exemplare des Jahres 1595 dieses Vorwort, und in der von Sonnius herausgegebenen Auflage fehlt es sogar gänzlich.

453 Die Datierung von *Au lecteur* variiert je nach Edition: Für die Edition 1580 war das Vorwort auf den 1. März 1580 datiert, für jene des Jahres 1588 auf den 12. Juni 1588, auf EB findet sich jedoch erneut die Angabe 1. März 1580. Für die Editionen ab 1595 wiederum wurde das Datum von Marie de Gournay bzw. L'Angelier vom 12. Juni 1588 (der Angabe der Edition des Jahres 1588) auf den 12. Juni 1580, also anstatt März 1580, umdatiert. Vgl. Desan (2018g), 165.

454 Blum/Balsamo (2018), 575.

455 Vgl. zu diesem Vorfall Blum/Balsamo (2018), 576; Arnould (2002), 26; Ilsley (1952).

von der literarischen Größe Ronsards erneut überzeugen zu können – allerdings wurden ihre selbst vorgenommenen Modifikationen am Text aufgedeckt. Dennoch wurde die bemühte Arbeit Marie de Gournays im Zuge der Editionspraxis von *Les Essais* inzwischen weitestgehend anerkannt, wobei die prestigeträchtige *Pléiade*-Ausgabe von *Les Essais* sich bis heute an die von ihr erstellte Edition des Jahres 1595 hält.⁴⁵⁶ In dieser Arbeit wird jedoch noch auf eine eklatante Textabweichung zwischen EB und einer Passage in II,17 zurückzukommen sein, in der von Marie de Gournay selbst die Rede ist.

2.2.5 Zum Gesamtwerk Marie de Gournays

Ausgewählte Schriften Marie de Gournays erschienen erstmals 1626 unter dem Titel *L'Ombre*, schließlich in zwei Neueditionen in den Jahren 1634 und 1641, umbenannt zu *Les Advis ou les Presens de la Damoiselle de Gournay*.⁴⁵⁷ Ein wiederkehrendes Motiv in den Schriften Marie de Gournays, die häufig aufgrund ihres Lebensstils und ihres Auftretens von ihren Zeitgenossen angegriffen wurde, ist die Klage über üble Nachrede sowie die Verteidigung ihres Lebensstils insbesondere in ihren drei autobiographischen Schriften, die erstmals 1626 in *L'Ombre* veröffentlicht wurden und in denen sich detaillierte private Informationen finden – beispielsweise zu ihrem familiären Hintergrund, ihrer finanziellen Situation und ihren Ausgaben sowie zu ihrem Lebensstil –, die sowohl als Verteidigung als auch als Rechtfertigung gesehen werden können.⁴⁵⁸ Zu diesen Schriften gehören *Copie de la Vie de la Damoiselle de Gournay*, *Apologie pour celle qui écrit* sowie *Pinture de mœurs*.⁴⁵⁹ Was ihre Traktate zum Verhältnis der Geschlechter *Égalité des Hommes et des Femmes* (1622)⁴⁶⁰ und *Grief des Dames* (1626)⁴⁶¹ anbelangt, benannte Marie de Gournay zwar die in ihrer Zeit herrschenden Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern, distanzierte sich im selben Zug jedoch von den üblichen zeitgenössischen Diskursen der *Querelle des Femmes*.

456 Diese Edition, Balsamo/Magnien/Magnien-Simonin (2007), wird für die vorliegende Arbeit verwendet.

457 Am 31. Januar 1634 erschien unter dem Titel *Les Advis, ou les Presens de la Damoiselle de Gournay* die zweite Ausgabe des Gesamtwerks Marie de Gournays, die dritte am 31. August 1641. Bereits 1626 war eine erste Ausgabe erschienen, die eine Kompilation zwar nicht aller, aber doch wesentlicher Texte enthält, jedoch unter dem Titel *L'Ombre de la Damoiselle de Gournay*. Marie de Gournay hatte den Titel ihres Gesamtwerks auf Anraten ihres Verlegers geändert. Vgl. die Übersicht von Arnould (2002), 17–19.

458 Vgl. ebd. sowie Millet (2018), 1538: »La critique a relevé le fait que le texte initial combine entre eux deux discours différents, parallèles mais cohérents, l'un par lequel Gournay défend et illustre les *Essais* contre des critiques dont il est l'objet, l'autre par lequel elle se justifie comme femme, fille d'alliance et editrice légitime. Ce »dédoublement intentionnel« explique une certaine obscurité du texte, embrouillé dans la mesure où il poursuit simultanément, dans un style largement imité de Montaigne, ce double objectif.«

459 Vgl. dazu die Ausführungen von Noiset (2004), 67–90.

460 Vgl. Gournay (2002s): *Égalité des Hommes et des Femmes*.

461 Vgl. Gournay (2002t): *Grief des Dames*.

Bereits mit der *Égalité* vorangestellten Widmungsepistel an Anna von Österreich – seit 1615 Ehefrau Ludwigs XIII. – unterläuft sie bewusst Gattungsnormen.⁴⁶² So warnt sie die junge Königin eindringlich vor falschen Schmeichlern und gesteht, dass sie ungeschliffen sei, da sie ihr geradezu Ratschläge predige, anstatt sie in verehrender oder rühmender Weise anzusprechen.⁴⁶³ Schließlich stellt Marie de Gournay mit dem Auftakt von *Égalité* heraus, dass sie sich weder zu den frauenverachtenden Stimmen noch zu den aus ihrer Sicht allzu eifrigen Frauenverteidigern zählt.⁴⁶⁴ Bemerkenswert hierbei ist, dass Marie de Gournay nicht mittels der Dichotomie ›verteidigungswürdige weibliche Superiorität‹ versus ›misogyne männliche Angriffe‹ argumentiert, sich also nicht selbstverständlich den Verteidigern und Verteidigerinnen von Frauen und deren gynophilen Schriften zuordnet. Vielmehr kritisiert sie Letztere, indem sie herausstellt, dass deren Vorgehen als reflexionslos und wenig erfolgversprechend gelten müsse, wenn sie das misogyne Argument der Superiorität des Mannes einfach umdeuteten, um es auf die Frau zu übertragen. Damit entzieht sich unsere Autorin bewusst einer Zuordnung in eines der beiden Lager, entweder ›misogynen‹ oder ›gynophilen‹ Kontributionen zur *Querelle des Femmes* des 17. Jahrhunderts. Dies ist umso bemerkenswerter, als Marie de Gournay unmittelbare Zeitzeugin des ein oder anderen für die *Querelle des Femmes* typischen textuellen Schlagabtauschs in Form misogynen Publikationen und gynophiler Repliken wurde.⁴⁶⁵ Auch was ihre sprachpolitischen Stellungnahmen anbelangt, stach Marie de

462 Vgl. Winn (1999), die das Vorgehen in den Texten Marie de Gournays (sowie ihrer Zeitgenossinnen Jacqueline de Miremont (?–?) und Hélienne de Crenne (um 1510–um 1560)), bereits mit dem Proömium auf Pathos – bis hin zu einer bewussten »captatio malvolentiae« (Winn (1999), 41) anstatt der üblichen *captatio benevolentiae* – zu setzen, als bewusste rhetorische Transgression wertet. Hierdurch würden nicht nur gewollt die Regeln der jeweiligen Textgattung unterlaufen, sondern auch jene der *honnêteté*, da die geschlechtsspezifische Erwartungshaltung (weibliche Zurückhaltung und Selbstbeherrschung) konterkariert würde.

463 »C'est en la vertu, Madame, qu'il faut que les personnes de votre rang cherchent la vraie hauteur. [...] Quelle est cependant ma rusticité ? Tous autres abordent leurs Princes et leurs Rois en adorant et louant, j'ose aborder ma Reine en prêchant !« Gournay (2002b): *À la Reine*, 964.

464 »La plupart de ceux qui prennent la cause des femmes, contre cette orgueilleuse préférence que les hommes s'attribuent, leur rendent le change entier: car ils renvoient la préférence vers elles. Quant à moi qui fuis toutes extrémités, je me contente de les élever aux hommes: la Nature s'oppose aussi pour ce regard, autant à la supériorité qu'à l'infériorité.« Gournay (2002s): *Égalité*, 965. Vgl. dazu Winn (1999), 42: »M^{lle} de Gournay revendique hautement le droit à l'« extra-vagance » (entendre deviance par rapport à la norme), à la singularité refusée aux femmes.«

465 1614 stellte der Jesuit François Loryot (?–?) in *Les Secrets moraux* u.a. die naturgegebene Unterlegenheit der Frau heraus. So widmete er ein Kapitel seiner Schrift der Frage, warum das weibliche Geschlecht vom Manne derart verehrt werde, und schlussfolgerte, dass die natürliche, körperliche und geistige Unterlegenheit der Frau Männern den Wunsch eingebe, diese zu beschützen. Nach der Lektüre des Werks reagierte Marguerite de Valois – jene Gönnerin Marie de Gournays – mit einem Brief an den Autor: In diesem formulierte sie eine Loryots Schrift entgegengesetzte Apologie auf das weibliche Geschlecht und forderte den Urheber auf, seine Aussagen schriftlich zu revidieren. Diesem Befehl leistete Loryot zwar mit *Les Fleurs des secrets moraux* im selben Jahr Folge, allerdings hielt er an seiner Grundannahme der weiblichen Inferiorität fest. Das von ihm auf Befehl Margaretes neu verfasste Kapitel stellte zwar heraus, dass Frauen häufig geistige Überlegenheit gegenüber Männern besäßen, allerdings behielt Loryot seine Argumentation der körperlichen Unterlegenheit von Frauen bei (vgl. Maclean (1991), 122–123). 1617 schließlich veröffentlichte Alexis Trousset (?–?) unter dem Pseudonym Jacques Olivier das misogyne Traktat *Alphabet de l'imperfec-*

Gournay heraus, denn sie war zwar neben zum Beispiel Mathurin Régnier (1573–1613) und Jean-Pierre Camus (1584–1652) nicht die Einzige, die das Ansinnen der Sprachpuristen rund um Malherbe kritisierte, aber doch die wohl radikalste.⁴⁶⁶ Sie verfasste acht sprachpolitische und auf die Übersetzung antiker Werke bezogene Schriften, darunter *De la langue française*, *Sur la version des Poètes antiques, ou des Metaphores*, *Des Rimes*, *Des diminutifs français* sowie das dreiteilige Traktat *Défense de la Poésie et du langage des Poètes*. Marie de Gournay selbst übersetzte, neben den lateinischen Zitaten in *Les Essais*, zwischen 1594 und 1634 Teile der *Aeneis*, den Brief der Laodamia aus den *Epistulae Heroidum* Ovids (um 43 v. u. Z.–17) sowie die Zweite Philippica Ciceros.⁴⁶⁷

Marie de Gournays Schriftproduktionen weisen eine organische Verwobenheit auf, die sich aus ihrer binären Rolle als Herausgeberin von *Les Essais* und als eigenständig Publizierende ergeben. Es ist deshalb äußerst wichtig herauszustellen, dass sich von Beginn ihrer literarischen Laufbahn an die Herausgeberin stets mit der *femme de lettres* verschränkte, wie zum Beispiel Olivier Millet betont.⁴⁶⁸ Besonders deutlich wird dieser Umstand anhand der bereits erwähnten Vorworte für die unterschiedlichen Editionen von *Les Essais*, denn wie vormalig herausgesellt wurde das ursprüngliche Vorwort von Marie de Gournay ja aufgrund der vehementen Kritik, das es erfuhr, gekürzt. Allerdings wurde es, wie ebenfalls bereits erwähnt, nicht vollkommen getilgt, sondern erschien – solange es nicht erneut in alle Editionen von *Les Essais* ab 1617 eingefügt wurde – im Anhang der verschiedenen Editionen von *Le Prouemenoir*.⁴⁶⁹

tion et malice des femmes. Es löste eine Reihe von Repliken aus, die wiederum Gegenrepliken generierten. Man könnte von mehreren ›Sub-querelles‹ sprechen. ›Sub-querelle‹ ist keine Terminologie der *Querelle*-Forschung, sondern mein eigener, heuristischer Terminus, um in den größeren Kontext der *Querelle des Femmes* eingebettete Debatten zu bezeichnen. Er ist der Annahme geschuldet, dass im Rahmen der *Querelle des Femmes* als weitestgehend diachrones Phänomen synchrone Subdebatten zu verorten sind, die für sich betrachtet bereits eine Art kommunikativen Kreislauf bilden. Dieser besteht meist aus einer misogynen Schrift und darauf abhebende Repliken sowie Gegen-Repliken. Allerdings ist dieser Kreislauf nicht abgeschlossen, da die Schriften sich nach wie vor in einen größeren Traditionszusammenhang davor und danach publizierter *Querelle*-Schriften einschreiben. Hierzu zu zählen wären z.B. der von Christine de Pizans Kritik am Rosenroman ausgehende *Débat du Roman de la Rose* im 14. Jahrhundert und die *Querelle de l'Amye* im 16. Jahrhundert. Vgl. dazu Zimmermann (2005), 107, sowie Bock/Zimmermann (2014 [1997]), 72.

466 Vgl. zu Marie de Gournays sprachpolitischen Schriften Noiset (2004), 119–148, hier 123, sowie Thomine (2002).

467 Vgl. zu diesen Schriften und zu Marie de Gournay als altphilologischer Übersetzerin Worth-Stylianou (2002).

468 »Ces préfaces sont un élément important de l'histoire éditoriale des *Essais* de 1595 à 1635 et elles font en même temps partie de la carrière et de l'œuvre littéraire de Marie de Gournay. Cette seconde dimension se manifeste par le fait qu'il est souvent question de Montaigne, des *Essais* et des relations de Gournay avec son « Père d'alliance » dans d'autres textes littéraires de Gournay, et que, comme cela est sans cesse le cas dans son œuvre, la réécriture constante des mêmes textes portant sur les mêmes topiques, nourrit parallèlement l'élaboration successive de ses préfaces et de ses traités.« Millet (2018), 1535.

469 *Le Prouemenoir* erschien von 1594 bis 1641 in sechs autorisierten Editionen, das heißt in den Jahren 1594, 1595, 1523, 1626/27, 1634 und 1641, sowie in zwei Raubkopien in den Jahren 1598 und 1617. Vgl. Gournay (2002W): *Prouemenoir*.

Von der Forschung wurden verschiedene Erklärungsansätze dafür vorgeschlagen, warum ein Text, der 1595 in seiner Funktion als Vorwort für *Les Essais* als nicht passend angesehen wurde, in einem Werk, dessen Autorin Marie de Gournay selbst war, jedoch sehr wohl einen angemessenen Platz erhalten konnte.⁴⁷⁰ Jedenfalls ist dies nur ein Beispiel dafür, dass Marie de Gournay ihre Schriften ihr Leben lang überarbeitete, und zwar bis hin zur letzten Edition ihres Gesamtwerks. Dabei ist die Beziehung der Texte untereinander komplex, denn sie wandte in ihrem Werk verschiedene Strategien textueller Produktion und Reproduktion an, die oftmals auch in Kombination auftraten.⁴⁷¹ Laut Arnould gehören dazu das konstante Um- und Neuschreiben (*réécriture*) des bereits bestehenden Textes – etwa durch die Auslassung, Abkürzung oder Hervorhebung von Begriffen –, die Verrückung von Textfragmenten (*déplacement*) innerhalb einer Schrift oder von einer Schrift in eine andere sowie die Redistribution verschiedener Textteile und -fragmente innerhalb des Werks, was wiederum die Entstehung neuer Schriften durch Fragmentation (*fragmentation*) und Neu-Abfassung (*recomposition*) bestehender Texte erlaubt. Zudem können gänzlich neu verfasste Texte zum Werk hinzukommen (*ajouts de textes absolument nouveaux*) oder, wie erwähnt, mit verschiedenen ›Versatzstücken‹ vorheriger Texte kombiniert werden. Darüber hinaus wurden in manchen Fällen Schriften vollständig der Publikation entzogen (*réention de publication en quelques cas*) oder Ausgaben mit großem zeitlichem Abstand zur Gewährung des Privilegs realisiert, was zwar als eine editorische Strategie gelten kann, wahrscheinlich jedoch pekuniären Einschränkungen seitens Marie de Gournay geschuldet war. Zu diesen Strategien möchte ich zudem die bewusste Datierung bzw. Umdatierung von Texten zählen.⁴⁷² Darüber hinaus änderten die einzelnen Schriften bis zu ihrer letztlichen Endfassung, die Marie de Gournay mit der Edition ihres Gesamtwerks *Les Advis* von 1641 als endgültig setzen sollte, oftmals auch ihre Betitelung. Dies sowie einige der genannten Strategien werden beispielsweise an ihren

470 Vgl. dazu Millet (2018), 1537. Ein Text, der so subjektiv gefärbt war, dass er sich aufgrund der Gattungskonventionen zunächst nicht als Vorwort für *Les Essais* eignete, konnte sehr wohl in einem Werk, dessen Autorin Marie de Gournay selbst war, einen Platz finden.

471 Vgl. dazu und zum Folgenden Arnould (2002), 19–20. Ich übernehme hier in leicht abgeändertem Wortlaut Ausführungen aus Witt (2020b), 76, Anm. 54.

472 Ich übernehme hier erneut in leicht abgeändertem Wortlaut Ausführungen aus Witt (2020b), 76, Anm. 54. Es verwundert, dass Arnould (2002), 20–21, Datierung/Umdatierung nicht zu den vom ihm aufgelisteten Strategien zählt, sondern separat nennt. Da Marie de Gournay ihr Gesamtwerk *L'Ombre* ab 1626 (später unbenannt in *Les Advis* und nochmals herausgegeben 1641) als unantastbares Textmonument verstanden wissen wollte – vielleicht auch aus dem Grund, da sie 1626 gerade das Alter erreicht hatte, in dem Montaigne verstorben war (vgl. ebd., 20) –, datierte sie zu einem früheren Zeitpunkt entstandene Texte auf dieses für sie bedeutsame Jahr 1626. So verfuhr sie z.B. auch mit der Widmungsepistel an Monsieur de Gelas in einem ihrer Traktate zur Übersetzungskunst, das bereits 1619 verfasst worden war. Allerdings wich sie von diesem Vorgehen ab, etwa wenn sie *Epistre de Laodamie* – ihre Übersetzung des 13. Briefes aus den *Epistulae Heroidum* Ovids (Brief XIII, Laodameia an Protesilaos) – mit der Widmung an ihre Cousine auf 1608 datiert (vgl. Gournay (2002), 1456, Anm. C). Der Grund ist laut Arnould (2002), 20, biographisch, denn besagte Cousine starb zwischen 1608 und 1611 – somit petrifiziert der Paratext ihr Todesjahr. Die Umdatierung ist im Übrigen ein Verfahren, das bereits Montaigne anwandte, etwa bei der verschiedentlichen Datierung seines *Les Essais* vorangestellten Vorworts *Au lecteur*; vgl. Desan (2018g), 165. Vgl. zur Selbstdarstellung Marie de Gournays durch und in Text auch Dezon-Jones 1983.

Erziehungsschriften ersichtlich:⁴⁷³ So beinhaltet die Endfassung der grundlegend 1601 verfassten Schrift *De l'Éducation de Messieurs les Enfants de France*, die anlässlich der Geburt des künftigen Ludwig XIII. entstand, an ihrem Beginn mehrere Absätze aus dem 1608 veröffentlichten Text *Bienvenue de Monseigneur le Duc d'Anjou, Dédiee à la Sérénissime République ou État de Venise*. Letztere war von Marie de Gournay zur Geburt von Gaston d'Orléans (1608–1660), einem der Brüder Ludwigs XIII., verfasst worden – und wurde ab 1626 in die verschiedenen Editionen des Gesamtwerks aufgenommen, bis zur Endfassung 1641 in *Les Advis*, nämlich unter dem Titel *De l'Éducation de Messieurs les Enfants de France*.⁴⁷⁴ Doch auch für weitere Schriften sollte *Bienvenue de Monseigneur le Duc d'Anjou* als ›Steinbruch‹ fungieren, das heißt, hieraus entwickelten sich verschiedene eigenständige Schriften, die ebenfalls ab 1626 in die Gesamtwerkseditionen Eingang fanden.⁴⁷⁵ Der erste Teil von *Bienvenue* wurde zu dem Text *Naissance des Enfants de France*, aus einem zweiten und kürzeren Teil entwickelte sich die ab 1619 veröffentlichte *Institution du Prince*, und der letzte Teil von *Bienvenue* wurde zu *Gratification à Venise*. Mit ihrer *Les Advis* vorangestellten, wahrscheinlich an eine fiktive Dame adressierten Rede – dem sogenannten *Discours à Sophrosine* – nahm Marie de Gournay eine sowohl selbstkritische als auch wohlwollende Eigenbewertung der verschiedenen Schriften ihres Gesamtwerks vor, worauf zurückzukommen sein wird.⁴⁷⁶ Zudem sollte das 1641 entstandene Textkorpus *Les Advis*, das ihre verschiedenen Schriften vereinte, mittels dem bereits für die erste Ausgabe des Gesamtwerkes 1626 verfassten *Avis final* und einer geradezu drohenden Rhetorik, zu einem unantastbaren Textmonument erhoben werden.⁴⁷⁷

Si ce Livre me survit, je défends à toute personne, telle qu'elle soit, d'y ajouter, diminuer, ni changer jamais aucune chose, soit aux mots ou en la substance, sous peine à ceux qui l'entreprendraient d'être tenus aux yeux des gens d'honneur, pour *violateurs d'un sépulcre innocent*. Et je supprime même tout ce que je puis avoir écrit hors ce Livre, *réserve la Préface des Essais en l'état que je la fis réimprimer l'an mil six cent trente-cinq* [Herv. d. Verf.].

Marie de Gournay spricht hier also für den Fall, dass ihr Gesamtwerk sie wortwörtlich ›überlebe‹ (*Si ce Livre me survit*), eine Warnung an alle jene aus, die versuchen würden, nach ihrem Tod *Les Advis* und damit ihren geistigen Nachlass zu verändern. Denn, so heißt es im Wortlaut weiter, dies würde bedeuten, »einem unschuldigen Grabmal« Gewalt anzutun. Folglich ist ihre Zielsetzung die Petrifizierung ihres Gesamtwerks als Textkörper, der posthum als funerales Denkmal fungieren soll. Es ist unverkennbar, dass sie hierbei Montaignes Vorgehen beeinflusste: Er hatte selbst *Les Essais* als sein geistiges Kind zu einem schutzbedürftigen Text-Nachfolger erhoben, jedoch ebenso aus einem Werk ein funerales Textmonument geformt, das allerdings nicht ihm selbst galt, sondern dem Andenken seines verstorbenen Freundes Étienne de La Boétie.

473 Vgl. dazu und zum Folgenden erneut Thomine (2002a) sowie Ilsley (1963), 91–94.

474 Vgl. Gournay (2002y): *De l'Éducation*, 575, Anm. A.

475 Vgl. zur Editionsgeschichte der Schriften ebd. sowie Thomine (2002a) und die Übersichtsdarstellung der veröffentlichten Werke bei Arnould (2002), 11–19.

476 Vgl. hierzu Gournay (2002z): *Discours à Sophrosine*.

477 Gournay (2002dd): *Avis final* (1626), 1864.

